G. P. R. James'
Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Siebenundsechzigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Der falsche Erbe,

von

G. P. R. James,

Verfasser von Morley Ernstein u. s. w.

Aus dem Englischen.

Drittes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Siebzehntes Kapitel.

Im Sommer unsres Lebens wie in der herrlichsten Zeit des Jahres kommen Tage vor voll milden, träumerischen, beglückenden Reizes, wo das glückliche Herz, von keinen heftigen Wünschen bewegt, in süße Schläfrigkeit zu verfallen scheint und die Stunden uns beinahe unbemerkt entschweben. Wer hat nicht diese Erfahrung gemacht von ihrer beglückenden Gegenwart und von ihrer hastigen Flucht, dergestalt, daß man, aus dem holden Traumgesicht erwacht, zweifelt, ob es Wahrheit war oder nicht?

In solcher Art verstrichen die paar nächstfolgenden Tage für Francis de Langy und Julie d'Artonne, und das Einzige, was einigen Schatten auf den Sonnenschein der Letzteren warf, war, daß sie eine schwere Wolke auf dem Antlitz ihres Vaters bemerkte; während bei Francis de Langy die einzige Unterbrechung seines Traumes während der Stunden eintrat, die er in dem Zimmer des guten Abbé zubrachte. Der Abbé Arnoux machte in dieser Zeit geringe Fortschritte in seiner Genesung; sehr geringe, in der That,

denn wenn er auch den einen Tag viel besser war, so hatte er am nächsten wieder einen Rückfall; und seine Wiederherstellung erschien noch immer zweifelhaft und ließ sich jedenfalls erst in langer Zeit erwarten.

Es war der siebente Abend nach der Abreise des Herrn von St. Medard, als der durch Riom kommende Courier von Paris unter andern für das Schloß bestimmten Briefen einen an den Abbé Arnoux abgab, von der Hand des Vicomte, und wir müssen den Leser um Erlaubniß bitten, ihn hier mitzutheilen, wobei wir uns verwahren müssen gegen die Voraussetzung, daß dieß Werk eine Novelle oder ein Roman, eine Tragödie oder sonst eine Composition der Art sey, welche dem Autor zur Pflicht macht, sich mit der hemmenden Beobachtung der Einheiten zu quälen. Es enthält einfach die Geschichte gewisser Personen, deren Schicksal eng verflochten war; und die Schilderung von Monsieur de St. Medards Geist und Gemüth, in allen seinen Phasen, macht so gut einen unsrer Zwecke aus, als irgend ein andrer Gegenstand, den wir im Verlaufe des Werkes zu berühren haben werden.

„Mein lieber Abbé!“ schrieb er, „ich habe diese große Stadt ohne Anstoß erreicht, und ich schreibe Euch, nicht um Euch Bericht zu erstatten von dem Rasseln meines Wagens auf der Heerstraße, vom Pferdewechsel oder von sonstigen Vorfällen, wie sie so häufig ein Freund dem andern mittheilt, entweder weil er keine Gedanken hat, welche des Schreibens werth sind, oder weil er seinen Correspondenten nicht würdig achtet, sie mit ihm zu theilen; sondern

im Gegentheil, um Euch zu sagen, wie mein Geist, seit wir uns verabschiedet, auf einer Bahn und Straße gereist ist, auf welche Ihr selbst ihn gewiesen, und welche Entdeckungen er unterwegs gemacht hat.

„So mache ich denn die Entdeckung, daß das Erste, was ich zu bekämpfen habe, eine gewisse eigenthümliche Gewöhnung meines Denkens ist, welche mich gern von Eurer Art zu argumentiren, zu der meinigen herüberführen möchte; denn die Gewohnheit, finde ich, ist so mächtig über die Handlungen des Geistes, als über den Körper, und wie der gute alte Montaigne bemerkt: „c'est à la vérité une violente et traistresse maistresse d'école que la Coustume," und sie begründet in uns ganz allmälig und uns unbewußt, ihr Ansehen und ihre Herrschaft, aber wenn sie sie, so ganz mild und bescheiden von Anfang, einmal durch die Länge der Zeit Wurzeln schlagen gemacht und befestigt hat, macht sie bald einen wüthenden und tyrannischen Gebrauch davon, wogegen wir nicht einmal die Augen aufzuheben vermögen. Es hat mich belustigt, diese Entdeckung an mir selbst zu machen; und ich glaube auch an Andern wahrzunehmen, daß wir, die wir uns Philosophen nennen, unsere Bahn uns dadurch etwas verengern, daß wir immer nur in Einer Richtung raisonniren. Ich in meinem Falle jedoch wehre mich aufs Lebhafteste gegen meine Angewöhnung, und will so weit als möglich, eine neue Methode befolgen in Betreff des Gegenstandes der Forschung, welchen von Neuem zu prüfen ich Euch versprochen habe. Ich will mich bestreben, meinen Geist von allen vorgefaßten Mei-

nungen hinsichtlich des Gegenstandes zu reinigen, von dem Punkte des völligen Nichtswissens auszugehen, mich selbst fragen, was in dem ganzen mich umgebenden Weltall sich finde, das mich überhaupt zum Glauben an die Existenz eines Gottes bewegen könne; sodann, was in irgend einem Buch enthalten sey, was mich auf den Glauben führen könne, Gott habe es angemessen erachtet, seinen Willen dem Menschen zu offenbaren, und zu der Annahme, daß ein bestimmtes Buch eine Urkunde von Wahrheiten sey in Beziehung auf jenseitige, überweltliche Dinge, in einem höhern Sinne, als andere Schriften von Menschen.

„Obgleich ich Zeit genug gehabt habe zum Nachdenken, wie ich auf der staubigen Straße nach der Hauptstadt dahinrollte, sind doch im gegenwärtigen Augenblick meine Gedanken über diesen Gegenstand noch in Verwirrung, und ich fege gleichsam das Haus aus. Aber ich will Euch gestehen — und mein aufrichtiger Wunsch ist, daß Ihr mir in dieser Beziehung helfen und mich befreien könntet — daß Eine alt eingewurzelte Ansicht und Schlußfolgerung in meinem Geiste haftet, deren ich mich nicht entschlagen kann, und die mich, so lange sie bleibt, hindern wird, die Bibel je anders anzusehen, denn als eine Sammlung von hoch poetischen Werken, von verschiednen sehr begabten Juden. Ich kann es mir nicht reimen, daß ein solches Wesen, wie Gott seyn soll, sich überhaupt so in die menschlichen Angelegenheiten menge. Aber ich muß auf den tiefsten Grund meiner Einwendung zurückgehen, damit Ihr, wo möglich, sie beseitigen könnet. Meinem Geiste nun wider-

strebt ganz und gar die Idee einer speciellen Vorsehung, selbst wenn ich Euer erstes, großes Prinzip, die Existenz eines Gottes, zugebe! Angenommen, daß ein solches Wesen existirt, und daß es, nach Eurer Vorstellungsweise, alle die Eigenschaften besitze, an welche die Christen glauben: scheint es nicht unter der Majestät Jehovahs zu seyn, auf die kleinern Angelegenheiten von sterblichen Menschen, und von Wesen, die noch tiefer stehen auf der Leiter der Schöpfung, eine Aufsicht zu führen? Aber, noch mehr, ist es nicht ganz unverträglich mit der Idee eines allwissenden Wesens, zu glauben, daß es den Gang seiner allgemeinen Gesetze unterbrechen werde, eines individuellen Gegenstandes und Zweckes willen? Ist es nicht absurd, zu glauben, ein ebenso gerechtes und weises, als mächtiges Wesen könne sich durch das Gebet oder durch die Reue der Menschen von seinem Vorhaben abbringen, oder in seinem Zorne besänftigen lassen? Ein englischer Dichter, der noch nicht lange todt, hat mit mehr Wahrheit, als Dichtern gewöhnlich eignet, gesagt: „Gott regiert nach allgemeinen, nicht nach theilgültigen Gesetzen!“ und in der That zeigen uns die geometrischen Prinzipien, welche wir in dem uns zugänglichen und bekannten Theile des Universums entdecken, Eine allgemein gültige Regel, die, angenommen für jetzt, daß ein Gott sey, sein Gesetz seyn muß, von welchem er, wie wir zu glauben Grund haben, nicht abweichen wird. Kurz, es scheint mir, mein lieber Abbé, als ob Ihr Christen Euren Gott in einer Weise handeln laßt, welche sich mit den ihm von Euch beigelegten Eigenschaften nicht verträgt. Wenn

Ihr Etwas zu sagen habt zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten, seyd so gut und thut es!

„Ich schreibe dieß in der zuversichtlichen Hoffnung, daß Ihr Euch viel besser befindet, als da ich Euch verließ; denn ich erhalte so eben einen Brief, welchen Francis am Tage nach meiner Abreise von Riom schrieb. So hat also sein Freund, Jean Marais, die Probe bestanden, und hat den hohen Posten seines Kammerdieners angetreten! Ich hoffe, daß es zum Guten ausschlagen wird, aber ich bezweifle es; Ihr wißt, ich bin ein arger Zweifler an Dingen, die mir nicht bewiesen sind. Aber Ihr, mein lieber Abbé, zweifelt nie daran, daß ich bin

Euer aufrichtigster Freund

St. Medard."

Am Abend, wo dieser Brief ankam, befand sich der Abbé nicht so wohl, als früher; aber der gute alte Mann las ihn dennoch begierig, und erklärte, er wolle ihn unverzüglich beantworten. Francis de Langy, der eben bei ihm saß, gab sich alle Mühe, ihn zu bereden, es zwei oder drei Tage aufzuschieben; aber der Abbé hatte seine Eigenheiten so gut, wie andre Leute; und eine seiner Meinungen war, daß, wenn Einer zögere und verschiebe zu thun, was recht sey, dann in der Regel das Schicksal dazwischen trete und es ihm ganz unmöglich mache. So beharrte er denn auf seinem Entschluß, den Brief unverzüglich zu beantworten; und da Francis de Langy deutlich sah, daß der Abbé es nicht mit eigner Hand zu thun vermochte, blieb dem jungen Edelmann nichts Anderes übrig, als die Feder zu ergreifen

und die Antwort zu schreiben, während der Abbé in seinem Bette lag und folgendermaßen dictirte:

„Mein theurer Freund,

„Euer Brief hat mir große Freude gemacht, denn er beweist mir unzweifelhaft, daß die Wolken um Euren Geist sich zu zerstreuen anfangen, und daß das Licht der Wahrheit, der Vernunft und der Religion ihn bald erleuchten wird. Auf alle Eure Einwürfe in Betreff des Wesens und des Charakters der Gottheit, und darüber, wie sie unter gewissen Umständen handeln würde oder sollte, könnte ich antworten, weder wir, noch irgend Jemand wisse Etwas davon, und wir können nur urtheilen von dem, was wir sehen. Ich könnte hinzufügen, wenn man ganz abstrakt, unabhängig von der Offenbarung, raisonnire, sey es eine ebenso unbegründete und absurde Behauptung, zu sagen, Gott handle nach gewissen geometrischen Gesetzen, weil wir finden, daß diese Gesetze in gewissen unsrem Auge zugänglichen Theilen der Schöpfung gelten, als zu behaupten, er handle nach ungeregelten Antrieben, weil wir in vielen Phänomenen der Natur eine uns so erscheinende unendliche Regellosigkeit zu erblicken meinen; und ich könnte einen philosophischen Geist darauf hinweisen, daß die Prinzipien seiner Handlungen ebenso weit über menschliche Fassungskraft hinaus liegen, als die Idee des grenzenlosen Raumes, oder andre außerordentliche Thatsachen, die wir anzunehmen genöthigt sind, ohne sie begreifen zu können. Aber ich will von einer solchen Argumentationsweise keinen andern Gebrauch machen, als den, wiederholt die tiefste Bescheidenheit

einzuschärfen, wenn man mit den so sehr beschränkten menschlichen Geisteskräften einem Gegenstand von unendlichem Umfang und Tiefe sich nähert. Von diesem Gegenstand haben wir nur einen sehr kleinen Theil zu erwägen nöthig, und in der That reicht auch unsre Fassungs- und Forschungskraft nicht weiter. Suchen wir unsern Blick über diesen beschränkten Horizont auszudehnen, so werden wir finden, daß in der moralischen, wie in der physischen Welt, Alles unklar und Vermuthungen preis gegeben wird. Ich kann jedoch Euern Bedenklichkeiten in einer andern Weise entgegen treten; zwar nicht so, daß ich ein System beweise, an welches ich selbst glaube, denn alle Eure Behauptungen sind nur negativ; und es wäre eine endlose Aufgabe, jeden solchen Einwurf zu beantworten, welchen die Eitelkeit oder der Scharfsinn des Menschen aufbringen mag, und unmöglich, tausend Dinge zu beweisen, die weder in den Bereich unsrer Geisteskräfte fallen, noch auch nothwendig sind zu unsrer Ueberzeugung in Betreff der großen Wahrheiten der Religion. Ich will nur einige Bemerkungen machen über die von Euch vorgebrachten Punkte, welche dazu dienen können, solche Steine des Anstoßes aus Eurem Wege zu räumen, und, was ich von Positivem aufzustellen habe, für eine künftige Gelegenheit aufsparen, wo ich hoffe, falls Gott mir mein Leben fristet, Euern Geist in der Verfassung zu treffen, daß Ihr bereit seyd, die großen Fundamentalbeweise anzunehmen, auf welchen der Glaube sich auferbaut."

„Eurem Geist, sagt Ihr, widerstrebe die Idee einer

speciellen Vorsehung — vielleicht, dürfte ich beifügen, die Idee der moralischen Weltregierung Gottes — jedenfalls die Annahme, daß er durch unsre Gebete bewegt, durch unsre Reue erweicht werde, und geneigt, die schlimmen Folgen von unsern Handlungen oder von den Thaten Andrer von uns abzuwenden, oder kurz, daß er sich kümmere um das armselige Geschöpf, den Menschen, der nur wie ein winziges Insekt in mitten der Schöpfung sey; und Ihr überredet Euch, diese Einwürfe entspringen aus einem hohen Begriff von der Macht und Würde Gottes. Es wird Euch überraschen, wenn ich behaupte, sie gründen sich im Gegentheil auf einen sehr beschränkten und kleinlichen Begriff von der Gottheit. Wenn Ihr nur Euren Geist zu erweitern vermögt zu der Vorstellung, daß Ihm alle Dinge stets gegenwärtig sind, daß jedes Wesen auf einmal vor seinem Auge dasteht, daß Zeit und Raum für Ihn nicht existiren, für Ihn Nichts groß und Nichts klein ist: werdet Ihr einsehen lernen, wie dasselbe allmächtige und allwissende Wesen jeden Theil seiner Schöpfung überwacht und regiert, vom Größten nach unsrer Anschauungsweise, bis zum Kleinsten nach unsrer Anschauungsweise, mit derselben unendlichen Sorge, womit er sie zuerst erschuf; sehend, oder voraussehend, wenn Ihr wollt — die Sünde und die Reue, die Noth und das Gebet, in einem und demselben stets gegenwärtigen Augenblick; und sorgend für Alle und Jede in Einem Willensakt, die verwickelte aber unverworrene Kette von Ursache und Wirkung in sich befassend, von unvordenklichen Zeiten der Vergangenheit bis zu Ereignissen

und Epochen in jener dunkeln Nacht der Zukunft, welche sein Auge allein durchdringen kann, aber die für Ihn ebenso in Seyn und Wesenheit ist, als Alles, was ist oder war. Fern sey es von mir, zu sagen, der Allmächtige beherrsche nicht das Weltall nach einem großen, allumfassenden Plan; aber daß eine specielle, waltende Vorsehung einen Theil dieses Planes ausmache, ist für mich Sache des demüthigsten Vertrauens und des zuversichtlichsten Glaubens."

„Von all den vorgebrachten Einwürfen ist der, welcher auf den ersten Blick am scheinbarsten sich darstellt, die Behauptung: daß wir nicht uns zu denken vermögen, wie ein allwissendes Wesen den Gang seiner allgemeinen Gesetze um eines individuellen Zweckes willen unterbrechen sollte; aber darauf gibt es zwei Antworten. Erstlich, daß aus dem unendlich kleinen Theil des unendlich großen Ganzen, den wir übersehen, es für jeden Menschen unmöglich ist, eine Gewißheit abzuleiten, ob nicht eben die Umstände und Thatsachen, die wir als Fälle von Unterbrechungen und Störungen aufzählen, in Wahrheit harmonische Theile eines großen Planes sind; und zweitens, daß die täglichen Zuckungen in der moralischen und physischen Welt, ja, jeder stündliche Wechsel in der Anordnung und Vertheilung der uns umgebenden Dinge, mit Ausnahme gewisser Bewegungen, worin wir einen Grad von Regelmäßigkeit entdeckt haben, Zeugniß ablegen von der anscheinenden Unterbrechung und Störung allgemein gültiger Gesetze — und Mehr ist nicht erforderlich zum Behuf des Begriffs einer speciellen Vorsehung."

„Nur unser Verstand ist zu eng, unser ausgebreitetstes Wissen zu beschränkt, um die Idee eines so umfassenden Planes ergreifen zu können, daß die Jahrtausende, auf welche unsre Geschichte zurückreicht, und die Millionen Welten, die wir nur schwach und dämmernd ahnen, nur winzige Theile eines großen Ganzen sind. Es ist nur die Beschränktheit unsres Fassungsvermögens, diese angina mentis et animae, die uns veranlaßt, auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß der Allmächtige das Geschick eines jeden erschaffenen Wesens im Einzelnen lenke. Selbst wenn wir von der Kraft und Macht Gottes reden, verräth sich die Eingeschränktheit unsrer Fassungskraft schon durch die Sprache, der wir uns bedienen; und wir sind genöthigt, die Ausdrücke zu gebrauchen, welche endliche Creaturen erfunden haben, um endliche Gegenstände und Vorstellungen zu bezeichnen, wenn wir von den Eigenschaften und der Thätigkeit des unendlichen Wesens sprechen. Wir sagen: 'Im Anfang!' Aber wann war der Anfang für Gott? Und doch, wenn wir von der Schöpfung unsrer Erdkugel sprechen, oder von der des Systems, dem sie angehört, oder von der Sternenwelt, von welcher unsre Sonne nur ein kleiner Stern ist, oder von den Myriaden Sternenwelten, welche wir ahnen, oder von den zahllosen und ungezählten Heeren, von welchen noch nicht einmal der schwächste Strahl diese Erde besucht hat: so war doch schon das Faktum ihrer Erschaffung an sich ein Akt der speciellen Vorsehung, und eine so große Abweichung von allen bestehenden Gesetzen, von welchen wir wissen, oder die wir uns vorstellen können,

als das den Kindern Israel in der Wüste gesandte Manna, als die Plagen, welche die Verstocktheit Pharao's und seines Volkes bestraften, oder die Heilsertheilung, welche die Versöhnung zwischen Gott und dem Menschen bewirkte. Wenn überhaupt das Weltall erschaffen wurde — und es läßt sich demonstriren, daß es erschaffen worden — so war diese Thatsache eine specielle Vorsehung, oder mit andern Worten, eine einzelne, besondere That des Allmächtigen, welche stattfand zu einer bestimmten, geeigneten Zeit, für einen gewissen, festgesetzten Zweck; und man hat eben so viel Grund zu glauben, daß das Erdbeben, welches die Hälfte des Erdballs erschüttert, und das Herunterfallen eines Sperlings, obwohl bewirkt durch vermittelnde Ursachen und Kräfte, mit denen uns Wissenschaft oder Gewohnheit vertraut gemacht hat, Wirkungen von Gottes Willen sind, als zu glauben, daß er das Firmament mit Sonnen übersät, oder den Erdball durch den Raum hingerollt hat. Jene Thatsachen, in welchen die unmittelbare Wirksamkeit des göttlichen Willens dem menschlichen Auge klarer sichtbar wird durch die Abweichung vom gewöhnlichen, erwarteten Gang der Dinge, und welche besonders stark in der Geschichte der Juden hervortreten, können weit entfernt, daß sie durch einen richtigen Gebrauch der menschlichen Vernunft sollten zweifelhaft werden können, nur betrachtet werden als historische Veranschaulichungen und Erweise jener beständigen Obhut und Fürsorge des Allmächtigen für jeden Theil seiner Schöpfung, welche uns von unsrer Vernunft dargethan wird als eine nothwendige Folge der Existenz eines allweisen

und allmächtigen Wesens; und ich darf wohl ohne Vermessenheit behaupten, daß eine der merkwürdigsten und auffallendsten Wirkungen (wo nicht ein Hauptzweck) jener sichtlichen Bethätigungen der göttlichen Wirksamkeit, die gewesen ist: einen richtigen Begriff von der Gottheit lebendig zu erhalten während Jahrhunderten der Finsterniß, und während einer langen Periode der moralischen Unmündigkeit und Verirrung, den zu Bewahrern und Hütern der geoffenbarten Wahrheit erwählten Nationen den beständigen und so zu sagen handgreiflichen Beweis wichtiger Thatsachen an die Hand zu geben, in Bezug auf die Eigenschaften Gottes, und so, durch Zeiten, wo alle Völker götzendienerisch und unwissend waren, die Offenbarung in der Stille fortzupflanzen, bis die Weisheit gereift war.

„Daß noch andere, herrlichere Zwecke beabsichtigt wurden bei den Wundern, welche die Geschichte des hebräischen Volkes aufweist, ist meine demüthige Hoffnung, und mein frommer Glaube. Aber selbst bei Seite gesetzt jene Kundgebungen der thätigen Obhut und Fürsorge des Allmächtigen, welche die Geschichte der Israeliten an die Hand gibt, welche zu glauben ein Skeptiker vielleicht Bedenken trägt, und welche wegzuerkären, ohne sie zu läugnen, die Eitleren unter den Männern der Wissenschaft sich Mühe geben: scheint es mir, daß selbst unsre einfache Vernunft, auch ohne höhern Beistand sich unmöglich denken könne, daß ein Wesen, das alle Dinge, vom Größten bis zum Kleinsten erschaffen, und alle Dinge weiß und kennt, vom Anfang bis zum Ende, und Macht hat über alle Dinge bis an den Saum

und die Grenze der Schöpfung, das Ganze bis ins Einzelnste hinab nicht beherrschen, lenken und bewachen sollte. Während uns die Vernunft auf einen solchen Schluß leitet, bietet uns die erscheinende Natur bei jedem Schritt Beweise, daß dem so ist. Schon die Thatsache der Schöpfung, schon die Thatsache der Veränderung an jedem Dinge, die Veränderungen der Erde, der Jahreszeiten, der Erscheinungen, die von einer regelmäßigen, festgesetzten Wiederkehr, von einem geordneten, gleichmäßigen Zustand abweichen, zeigen uns, daß der Wille des Allmächtigen in thätiger, nicht in leidender Wirksamkeit sich erweist; und obwohl es Erscheinungen gibt, die durch ihre regelmäßige Wiederkehr uns in Stand gesetzt haben, sie in ein System zu bringen, wird doch die große Masse der Ereignisse, die unser Schicksal bestimmen von Prinzipien beherrscht, die wir nicht verstehen, aber welche klar eine über allen Dingen waltende Vorsehung verrathen.

„Wenn ich den Gegenstand noch weiter verfolgte, so würde er mich bald auf die Frage nach dem Ursprung des Bösen führen, worauf ich jetzt nicht eingehen möchte, nicht einmal als auf einen Gegenstand bescheidner, speculativer Forschung. Vergeßt nicht, mein theurer Freund, daß ich nicht so vermessen und gottlos bin, um mir einzubilden, ich könne die Geheimnisse Gottes erklären; auch werdet Ihr, das hoffe ich, nicht Dinge zu begreifen streben, welche klärlich über die menschliche Fassungskraft hinaus liegen. Ich weiß daß, wenn Ihr treulich strebt, Ihr eine solche Masse von Thatsachen, des genügenden, klaren Beweises fähig

finden werdet, daß dadurch für einen vorurtheilsfreien Geist über allen Zweifel hinaus begründet werden muß die Gewißheit der Existenz einer großen Intelligenz, welche alle Dinge geschaffen hat, und alle Dinge regiert; und auf dieser mächtigen Grundlage hoffe ich zuversichtlich das Gebäude des wahren Glaubens an den großen Rathschluß unsrer Erlösung aufgeführt zu sehen, — diesen großen, krönenden Akt jener speciellen Vorsehung, an welche zu glauben mein höchster Trost und Beruhigung ist.

„Ich will nur noch Ein Wort hinzufügen, und zwar über das außerordentliche Widerstreben des Menschen, an eine höhere Intelligenz, als die seinige, zu glauben. Er sieht die Wirkungen derselben in jedem Werke der Natur; er erkennt absichtsvolle Weisheit im Bau jeder Blume und jedes Thieres; er entdeckt Einrichtungen, mit der höchsten, sinnreichsten Berechnung für gewisse Zwecke geordnet; wohin er das Auge wendet, findet er das Alles in der größten Mannigfaltigkeit und im grenzenlosesten Umfang; und doch, wie wenn er eine Zuflucht suchte für seine Eitelkeit, um der Ueberzeugung zu entgehen, daß seine Geisteskräfte Nichts sind verglichen mit denen Gottes, schreibt er das Alles einer unvermeidlichen Nothwendigkeit in der Natur der Dinge zu und beraubt den Schöpfer aller der Eigenschaften, worauf er selbst am stolzesten ist, nämlich der Vernunft und des Willens.

„Genug für dießmal, mein theurer Freund! Ich kenne Euch wohl, und weiß, daß bei Euch Suchen so Viel ist als Finden, und Ueberzeugt werden so Viel als Glauben. Daß

Ihr nun von Herzen glauben, und aus diesem Glauben all den Trost schöpfen möget, den er allein gewähren kann, ist das aufrichtige Gebet Eures herzlich ergebenen Bruders.

Charles Arnoux."

Achtzehntes Kapitel.

Warum gibt es doch nicht Eisenbahnen in Allem und überall? — durch Raum und Zeit, so gut, wie von London nach Manchester — durch die Wüste der Geschichte und durch die Wüste von Suez — die Heerstraße der Politik entlang, (wo immer Eine Thüre geschlossen seyn müßte, wie auf der Straße nach Bath,) und eine gesprengt durch die harten Tiefen der Wissenschaft, (mit Tunnels, so tief und so schlecht erleuchtet, wie nur irgend einer zwischen Devizes und Bristol, oder Lüttich und Cöln)? Warum soll es doch nicht Eisenbahnen geben überall? In Wahrheit, Leser, gibt es denn nicht solche?

O ja! Das Geistige folgt dem Materiellen in beschleunigter Geschwindigkeit; und wir fahren hin auf Straßen — über die wir einst hinkrochen; und unterwegs Alles beobachteten — mit der Eisenbahngeschwindigkeit von zehn Meilen in einer Stunde, ohne Etwas zu sehen, als den Abfahrtspunkt und das Ziel, bei dem wir ankommen.

Eingestiegen, Leser, und auf und davon! Wir wollen nach Paris; die Entfernung ist nur dreihundert Meilen, und Du sollst in einer Minute dort seyn.

Ohne Zweifel erinnerst Du Dich noch der Marquise de Langy? Sie war eine sehr hübsche und liebenswürdige Frau. Sie war auch ganz und gar Französin; aber eine Französin von der besten Art, und folglich deßwegen nicht schlechter, weil sie diesem Lande angehörte; denn wenn eine Frau inmitten von vielen Lastern rein, inmitten von viel Untreue treu bleibt, so erweckt sie zuverläßig, in Betracht der Versuchungen, die sie überwunden, der Sünden, denen sie widerstanden hat, ein sehr günstiges Vorurtheil für sich, so daß man ihr in der großen Abrechnung mit der Welt billig einige wenige kleine Unregelmäßigkeiten und einigen Leichtsinn zu Gute halten muß. — Bei der Abrechnung mit Gott mag es sich anders verhalten. — Auch der Marquis de Langy war ein liebenswürdiger Mann in seiner Art. Sie waren Leute, die gut für einander paßten; und sie hatten, was damals in der Welt und besonders in Frankreich selten war, sehr viel zartes und wohlwollendes Gefühl. Ich sage: besonders in Frankreich; weil dieß zarte und wohlwollende Gefühl dort nicht nur wie in andern Ländern zerrieben und weggeschliffen wird auf dem harten Schleifstein des Interesses und weltlicher Bestrebungen, aufgelöst wird und zerschmilzt, wie in andern Ländern, in Ueppigkeit und Lastern, zerrissen und zerstückt wird, wie in andern Ländern, durch Kampf und Leidenschaft, — sondern auch weil es, wie in keinem andern Lande, nach den vier Weltgegenden verweht wird durch die leichten Winde des Spottes und Hohnes. Wie der Leser wohl weiß: Nichts kann in Frankreich Boden gewinnen, was nicht ein vornehmes air hat;

und zu der Zeit, von welcher wir sprechen, hätte man, um dem Herzen eine Wichtigkeit in den Angelegenheiten des Lebens zu verleihen, ihm einen Degen an die Seite stecken und es zum Marquis machen müssen.

Der Marquis und die Marquise de Langy jedoch hatten Beide zu viel gesundes Gefühl, als daß sie es hätten verbergen können, und zu viel gesunden Verstand, als daß sie es hätten versuchen sollen; für Beide aber wäre es viel besser gewesen, wenn dieser gesunde Verstand sich so weit erstreckt hätte, daß er ihr gutes und gesundes Gefühl immer in der rechten Richtung geleitet und es in seiner Aeußerung gehörig beschränkt hätte. In den meisten gewöhnlichen Fällen ging es ganz gut; sie liebten einander zärtlich und innig, doch immer mit gebührender Schicklichkeit; aber in Betreff ihrer Kinder trieben sie ihre elterliche Zärtlichkeit bis zu einem Grade, der eigentlich bis zur Schwäche ging. Dieß war hauptsächlich der Fall gegenüber von ihrem ältern Sohne, welcher, da er beständig bei ihnen war, natürlich ihre Aufmerksamkeit zum größten Theil in Anspruch nahm, obwohl das Gemüth des Marquis sowohl als der Marquise sich oft mit dem Sehnen der elterlichen Zärtlichkeit zu dem Kinde wandte, das sie, zu seinem eignen Vortheil, der Obhut und Vormundschaft eines Andern übergeben hatten. Bei ihrem Sohne Viktor jedoch ging ihre irregeleitete Liebe bis zur strafbaren Nachsicht, und wie man sich leicht denken kann, eine solche Handlungsweise gegenüber einem jungen Menschen von starken Leidenschaften und nicht sehr kräftigem Geiste trug die

natürlichen Früchte des Eigenwillens, der Zügellosigkeit und Gewaltthätigkeit.

In dem jugendlichen Alter, das Viktor erreicht hatte, als sein Bruder Francis nach Auvergne reiste, hatte er schon zweimal an seinen Vater sich wenden müssen, daß dieser sehr beträchtliche Schulden für ihn bezahlen sollte, und noch öfter hatte er seine Hülfe in Anspruch genommen, um ihn aus Unannehmlichkeiten herauszuziehen, welche die Folgen einer ungeordneten und schlimmen Aufführung waren. Monsieur de Langy hatte ihm zwar nie den nachgesuchten Beistand geleistet, ohne ihm Vorstellungen und Vorwürfe zu machen, aber er brachte ihm diese so sanft und gemäßigt bei, daß der Sohn das erste Mal schon ihnen wenig Aufmerksamkeit lieh, und sie am Ende mit Ungeduld und Mißachtung anhörte.

Eines Morgens nun — während der jüngere Sohn dieses edeln Hauses an der Seite Juliens d'Artonne süße Träume träumte, — saßen Monsieur und Madame de Langy mit einander in einem Zimmer ihres Hotels in Paris. Es war ein großes, sonniges Zimmer mit hohen Fenstern, die beinahe bis an die Decke reichten, aber erst drei oder vier Fuß über dem Boden anfingen, und eine Menge von zum Schmuck dienenden Möbeln, ein prächtiges Bett, das so aussah, als wenn niemals darin geschlafen werden sollte, Marmortische, so mit Uhren und Vasen bedeckt, daß sonst nichts darauf Platz finden konnte, und Stühle, steif und stattlich an den Wänden herum gestellt, gaben dem Zimmer jenes Aussehen von kalter Unwirthlichkeit, welcher der charak-

teristische Zug aller Haupt- und Staatsgemächer jener Zeit war.

Es ist ein seltsamer Umstand, aber ebenso wahr als seltsam, daß die moralische Eigenthümlichkeit einer Nation, so wie die eines Individuums, sich in auffallender Weise in dem Styl der gewählten Haus- und Zimmer-Einrichtung zeigt, und in dem Schmuck ohne Behaglichkeit, in der Mischung von Kälte und Schimmer, welche die französischen Salons jener Zeit darboten, finden wir kein übles Bild der herzlosen Eitelkeit und der glänzenden Leerheit des Volkes und der Zeiten.

Monsieur und Madame de Langy waren allein und plauderten mit einander von der Zukunft, diesem großen Gegenstand der menschlichen Gedanken, worauf alle Geistesthätigkeiten in so eitler Vergeudung sich richten — der Zukunft, auf welche der Mensch so vermessen, als auf seinen Besitz zählt, während sie und Alles, was sie in sich schließt, Gottes ist! Ihre ängstlichen Sorgen galten ihrem ältern Sohn, seinem Vorwärtskommen im Leben, einer Heirath, welche sie zwischen ihm und einem Mädchen von Vermögen und Aussichten im Plane hatten, und sie sahen, in ihren grundlosen Berechnungen, die Verluste, welche ihr Vermögen erlitten hatte, mehr als vergütet durch ihre Mitgift, sie sahen ein langes Geschlecht, ihren edlen Namen tragend, dahinschreitend durch die kommenden Zeiten, welche, wie sie wähnten, ganz so seyn würden, wie die ihrigen.

Sie besprachen die Sache lebhaft, vielleicht ein wenig scharf; denn der Marquis und die Marquise waren in ein

paar Punkten verschiedener Ansicht, und die Dame war natürlich fest entschlossen, ihre Meinung durchzusetzen. Sie sagte eben: „Nein, wahrhaftig! Viktor soll den Heiraths-antrag in eigner Person machen, und ich will ihn schon schulen, daß er einen gewissen Grad von Aufmerksamkeit und Ergebenheit an den Tag legt; ich will dafür stehen, Alles wird gut gehen, wenn Ihr mir nur freie Hand laßt.“

Wie sie noch so sprach, entstand unten ein nicht geringes Getöse, man hörte auf den Treppen das unharmonische Geräusch vieler Füße in Bewegung, und das Murmeln von Stimmen in lebhaftem und doch gedämpftem Tone — eine Art von Geräusch, wie es Einem augenblicklich verräth, daß Etwas vorgefallen, etwas Aufregendes und Beunruhigendes, das man doch vor Jemand zu verheimlichen sucht. Der nächste Gedanke in solchem Falle ist, daß wir selbst es seyen, denen man es verhehlen wolle, und die Furcht, die verschleierte, aber beständige Begleiterin der Hoffnung, drängt sich vor ihrer strahlenden und glänzenden Genossin voraus, und erzählt ihre Botschaft von Sorgen, Mißgeschick und Jammer, die oft so falsch ist, als die der trügerischen Göttin der Erwartung.

Madame de Langy fuhr auf, denn die Töne kamen von der großen Treppe her, und Monsieur de Langy trat vor und öffnete die Thüre. Ein Stöhnen mischte sich mit dem Geräusch nahender Schritte, und sobald die die Treppe herauf Kommenden seiner ansichtig wurden, ertönte der Ausruf: „Ah, Monsieur!“

Madame de Langy stürzte hinaus in den Gang und sah

ihren Sohn, von vier Männern auf den Armen getragen. Sein Rock war leicht über ihn geworfen, wie ein Mantel. und die Scheide seines Degens war leer. Auch sein Hut war weg, und die Locken seines Haares, diese schönen Locken, mit welchen seiner Mutter Hand in den Jahren seiner Kindheit so zärtlich gespielt hatte, fielen zurück von einem Antlitz. das jetzt die Aschenfarbe des Todes bedeckte, während an seinem linken Arm, der wie kraftlos nnd gelähmt an seiner Seite niederhing, das rothe Blut herabfloß, da und dort sichtbar durch den feinen Hemdärmel, die Manschetten an seinem Handgelenke benetzend und von seinen Fingerspitzen tropfend.

„Guter Himmel, was ist das?" rief Monsieur de Langy, während die Mutter mit einem wahnsinnigen Schrei neben dem Verwundeten hinstürzte.

„Ha, gnädiger Herr," sagte einer der Diener, „er traf diesen Morgen zusammen mit Monsieur Eugene de Launay, dessen Schwester, wie Ihr wißt —"

Monsieur de Langy schüttelte abwehrend die Hand. „Was ist geschehen? Was ist geschehen?" fragte er.

„Oh! tragt ihn herein, tragt ihn herein und stillt das Blut!" rief Madame de Langy. „Hier, hier legt ihn auf das Bett, Schickt nach Aerzten, — bringt den Nächsten, Besten, dann lauft nach Robert. O Himmel! o Himmel! wie schrecklich ist dieß!"

Der unglückliche, junge Mann wurde in das Zimmer getragen, wo sein Vater und seine Mutter so eben gesessen und sich über seine künftigen Aussichten besprochen hatten.

Er ward auf das Bett gelegt, und sein Kopf, welcher vorwärts gehangen hatte, sank auf das Kissen zurück. Der Rock von chokolatfarbiger Seide, der über ihn war geworfen gewesen, ward weggezogen, und das von Blut getränkte Hemd aufgedeckt. Auch dieß ward von den hastigen, zitternden Händen seiner Eltern aufgerissen, und jetzt sah man auf seiner rechten Brust eine kleine, dreieckige Wunde, aus welcher kein Blut floß, während auf der linken Seite eine ähnliche Verletzung sich zeigte, aus welcher heftig der warme Lebensstrom hervordrang. Madame de Langy suchte das Bluten zu hemmen, indem sie ihr Taschentuch fest auf die Wunde drückte; und der Marquis, der in seiner militärischen Laufbahn den Tod in vielerlei Gestalten gesehen hatte, starrte hoffnungslos dem jungen Menschen in das blasse Gesicht und sprach nur das einzige Wort: „Wasser!“

Ein Becken ward augenblicklich herbeigebracht und ihm einige Tropfen auf Stirne und Mund gesprengt. Dieß Mittel hatte in der That einige Wirkung, denn er öffnete seine Augen und richtete einen matten schweren Blick auf die Marquise. Auch seine Lippen bewegten sich beinahe eine Minute lang, und es schien, als glaube er zu sprechen, aber die einzigen artikulirten Laute, die er hervorbrachte, waren: „Meine Mutter!“ womit die von ihm gemachte Anstrengung, zu reden, ein Ende hatte; und dann folgte ein leiser, ächzender Seufzer. Seine Augen schloßen und öffneten sich wieder, während ein starkes, krampfhaftes Schaudern seinen Körper durchzuckte. Seine Hand, die er erhoben

hatte, als wollte er nach Etwas greifen, sank schwer an seiner Seite nieder — und Alles war stille!

Diese Symptome waren nicht zu mißdeuten, aber die Hoffnungen einer Mutter klammerten sich doch noch immer an die entseelte Gestalt. Sie glaubte die Brust sich heben zu sehen, lang nachdem der letzte Hauch entflohen war; sie glaubte noch das Licht des Lebens zu entdecken, in den starren, gläsernen Augen, lang nachdem die Lampe erloschen war; sie wähnte noch Bewegung an den Lippen zu entdecken, sie träumte sogar, die Röthe kehre auf seine Wangen zurück. Ihr Gatte stand da und starrte mit thränenlosen Augenliedern und schwerem Stirnrunzeln auf den Leichnam, aber er täuschte sich nicht; und als ein Wundarzt hastig eintrat und sich dem Bette näherte, nahm er seine Gattin bei der Hand, schlang seinen rechten Arm um sie, und zog sie weg mit den Worten: „Kommt fort von hier!“

„Oh, laßt mich hören, ob noch einige Hoffnung ist!“ sagte Madame de Langy, als er sie unterstützend der Thüre zu führte.

„Hoffnung!“ sagte der Marquis mit Staunen; denn er wußte nicht, wie einer Mutter Herz sich täuschen kann. „Hoffnung? — Er ist todt!“ Und die Marquise sank in seinen Arm zurück, so unempfindlich und so unbewußt der Leiden dieses Lebens, als Derjenige, den sie so eben verlassen hatten.

Monsieur de Langy übergab sie in die Hände ihrer Frauen und kehrte unverzüglich in das Todtenzimmer zurück. Noch immer war keine Thräne in seinem Auge; aber ein

heftiges und bitteres Zucken seines Mundes und sein finsteres Stirnenrunzeln verrieth deutlich, daß der Zorn ihm half seinen Schmerz zu bemeistern.

„Er ist todt, gnädiger Herr,“ sagte der Arzt, sobald der Marquis ein trat; „es thut mir leid, sagen zu müssen, daß das Leben entflohen ist.“

„Ich weiß es,“ versetzte Monsieur de Langy rasch; „meint Ihr, ich habe noch nie früher einen Todten gesehen? — Wie ereignete sich das Unglück?“ fuhr er heftig fort, zu einem der Diener sich wendend. „François, Ihr Schurke, Ihr habt ihm bei allen seinen Lastern geholfen! Wenn Ihr hieran einen Theil habt, dann weh Euch!“

„In der That, gnädiger Herr,“ antwortete der Kammerdiener, „es war nicht meines Amtes, Monsieur Viktor Hindernisse in den Weg zu legen bei dem, was ihm zu thun gefiel. — Wenn Ihr es nicht tadeltet, so hatte ich mich nicht darein zu legen.“

„Ihr habt Recht, Schurke! Ihr habt Recht!“ schrie der Marquis; „ein schwacher Vater trägt die Schuld von der Hälfte der Fehler seines Kindes. — Wollte Gott, ich hätte Euch in den Bagno geschickt, als ich zuerst entdeckte, was für ein Mensch Ihr seyd! Wie ereignete sich dieß Unglück? frage ich. Laßt mich die Wahrheit hören, wenn irgend ein Funke Wahrheit in Euch ist!“

„Nun, gnädiger Herr,“ versetzte der Mann trotzig, „ich kann Euch nur sagen, was ich gehört habe. Man erzählt mir, der Graf sey in der letzten Nacht etwas zu weit gegangen gegen Mademoiselle de Launay und habe sich ei-

nige Gewaltthätigkeit gegen sie erlaubt, voraussetzend, eine solche petite Demoiselle werde sich durch seine Aufmerksamkeit geehrt finden. Sie empfand es übel, wie es scheint, und Monsieur Viktor begegnete diesen Morgen ihrem Bruder im Tuileriengarten und begab sich dann mit ihm auf den offenen Platz hinter dem traiteur. Ich hatte auf der Lauer gestanden, um Unheil zu verhüten; aber ich kam zu spät, denn sie hatten schon ihre Röcke abgeworfen und ihre Degen gekreuzt; und ehe ich sie erreichte, führte der junge de Launay einen Stoß, der seinem Gegner durch die Brust gieng. — Aber ich sollte meinen, der König werde es nicht dulden, daß ein jämmerlicher Lieutenant von der Linie einen Mann tödte von Monsieur Viktors Rang ohne —"

„Laßt augenblicklich den Wagen vorfahren!" schrie Monsieur de Langy. „Halt! ich will einen Fiacre nehmen. — Kommt mit mir, Bursche!" und fort schritt er, warf sich in den ersten leeren Wagen, den er finden konnte, und fuhr mit größter Schnelligkeit nach dem Pallast.

Er ward unverzüglich vor den König gelassen; und sich ihm zu Füßen werfend, rief der Marquis: „Ich komme, Euch um Gerechtigkeit anzuflehen, Sire! Einer von Euren Offizieren hat meinen Sohn getödtet."

„Ich weiß es, Monsieur de Langy," erwiederte der Monarch; „und aufrichtigst und innigst beklage ich Euch, und das um so mehr, als ich in diesem Falle nicht so handeln kann, wie ich wohl wünschte. Euer Sohn, Monsieur de Langy, hat eine grobe, schreiende Beleidigung einer jungen Dame geboten, die es nicht verdiente; ein Bruder zog sei-

nen Degen, um seine Schwester zu rächen; und obgleich ich es höchlich mißbillige, wenn irgend Jemand es sich anmaßt, das Gesetz in seine eignen Hände zu nehmen, ist doch die herausfordernde Beleidigung nach meinem Gefühle zu stark, als daß sie mir gestattete, das Vergehen mit all der Strenge zu bestrafen, die ich unter andern Umständen gezeigt haben würde. De Launay und sein Sohn waren hier."

„Und meine Sache ist im Voraus abgeurtheilt!" rief Monsieur de Langy aufstehend.

„Ich verzeihe Euch, Herr," versetzte der Monarch; „Euer Verlust beraubt Euch Eurer Vernunft. Ich habe ihn von Paris verbannt, und diese Strafe wird genügen. Aber ich habe beschlossen, diesem Duellsystem gänzlich ein Ende zu machen. Das Gesetz hat früher schon jene vorbedachten und verabredeten Begegnungen abgeschafft, welche sonst eine Schmach unsres Landes waren; es wird jedoch jetzt umgangen durch das Vorgeben zufälliger Begegnungen. Auch diesen will ich Einhalt thun, und daher verkündige ich — merkt es Euch, Ihr Herren, und macht es überall bekannt — ich werde nie wieder eine That dieser Art verzeihen, sey der Uebertreter des Gesetzes Wer er wolle. Keine Ausrede soll gültig seyn, und wenn ein französischer Edelmann einen Andern tödtet, um eine Privatbeleidigung zu rächen, so soll die Sache vom heutigen Tage an als Mord betrachtet und demgemäß behandelt werden!"

Der Marquis murmelte Etwas zwischen den Zähnen; denn obgleich seine Gemüthsart von Natur friedlich und wohlwollend war, war doch der Eindruck von seines Sohnes

Tod noch ganz frisch in seiner Seele, und jener entsetzliche Durst nach Rache, der Tropfen vom Blute Kain's, der in unser Aller Herzen ist, brannte in seinen Adern und hatte noch nicht Zeit gehabt, sich abzukühlen. Er wolle selbst den Mörder verfolgen, dachte er; er wolle sein Blut vergießen, so wie derselbe das Blut des ihm so theuern Sohnes vergossen. Aber wie er in sein Haus zurückfuhr, wich der Zorn dem Jammer. Er weinte, und die Thränen linderten die Bitterkeit seines Herzens.

Sich die Thränen wegwischend, deren er sich, mit einem falschen Gefühl, als unmännlich und ungeziemend schämte, und sie seinen Dienern verbergen wollte, trat der schwer beraubte Vater unter allgemeinem Schweigen in sein Haus. Aber wie er die Treppen hinaufstieg, um das Zimmer seiner gebeugten, jammervollen Gattin aufzusuchen, rief die Erinnerung, die aufdringliche Erinnerung, mit der ihr eigenen Tücke, tausend Bilder glücklicherer Tage in seiner Seele wach, und kontrastirte die Hoffnungen und Freuden der glänzenden Vergangenheit mit dem Jammer und der Pein der dunkeln Gegenwart. Er hörte die Stimme seines Sohnes, wie sie in den Kinder- und Knabenjahren in diesen Mauern in holdem Geschwätze erklungen war; er sah das sonnige Angesicht des Kindes und die sich entfaltende Anmuth des Jünglings; er rief sich tausend Züge zurück, welche das Elternherz mit unvergeßlicher Rührung bewegt hatten. Alles Heitere und Verheißungsvolle ward sorgfältig wieder aufgefrischt von der Hand der Erinnerung, um

seinen Jammer noch zu erhöhen, und alles Böse und Schwache ward entfernt.

Wie er sich dem Gemach näherte, in welches Madame de Langy war gebracht worden, hörte er eine Stimme zu ihr sprechen, und vermuthete, man werde nach einem Priester geschickt haben; aber beim Eintreten fand er sie ihr Haupt auf die Schulter des Herrn von St. Medard lehnend, und bitterlich, aber sanft weinend.

„Sprecht nicht so, meine liebe Adele,“ sagte eben der Vicomte, als sein Neffe eintrat, „sprecht nicht so, als wäret Ihr ganz verarmt und kinderlos. Bedenkt, Ihr habt noch einen Sohn, Einen, der jeden Tag Eure zärtlichste Liebe verdient. Ach, Viktor, das ist ein entsetzlicher Schlag; aber wenn Ihr jenen Glauben und die religiöse Gesinnung bewahrt, wozu Ihr Euch Beide jederzeit bekannt habt, so werdet Ihr jetzt daraus Trost schöpfen.“

Wie er so sprach, hefteten sich Monsieur de St. Medard's Augen zu Boden. Die Quellen des Trostes, worauf er seinen Neffen hinwies, schienen in einem Augenblick des Jammers und der Pein, wie der jetzige, eine Wichtigkeit und eine Tiefe zu gewinnen, welche sie im Verlauf eines ruhigen und glücklichen Lebens niemals zu besitzen geschienen hatten. Sein Gedanke flog wie ein Blitz über tausend Punkte und Gegenstände hin, die er in der jüngsten Zeit erwogen hatte; und jenes Verlangen und Sehnen nach Unsterblichkeit, das, wenn irgend Etwas, dem menschlichen Herzen angeboren ist, wie wir aus dem Umstaude schließen dürfen, daß es sich so allgemein findet, ließ ihn sich selbst die Frage vorlegen, ob

es nicht eine viel erhabenere, eine viel herrlichere Weltanschauung wäre, an die Existenz Eines großen, allschöpferischen Geistes zu glauben, der die Menschenbrust mit zärtlichen Gefühlen und freundlichen Sympathieen erfülle, und nachdem er sie im Feuer einer leiden- und täuschungsvollen Welt geprüft und geläutert, ihnen volle Genüge gewähre in einem glänzenderen und reineren Zustand, als sich einzubilden: Alles hienieden, die materielle Welt um uns her, unsre Gedanken und Gefühle, die Freuden des Geistes, die Liebe des Herzens, seyen die vergänglichen Erzeugnisse eines kalten, unvermeidlichen Gesetzes, das sie ins Daseyn rufe ohne Willen und Zweck, und sie der Vernichtung preis gebe ohne Bedauern und Sorge. Er bebte zurück vor den Folgen seiner einst ihm werthen Lehren, und sehnte sich zum ersten Mal, zu glauben.

Ein paar Augenblicke fielen die Worte, welche Monsieur de Langy ihm antwortete, ungehört in sein Ohr; dann aber ermannte sich der Vicomte und bot alle seine Kraft auf, um seinen Neffen und seine Nichte bei ihrem Verluste zu trösten. Es gelang ihm bis auf einen gewissen Grad; der Gedanke und die Besinnung, welche in den stürmischen Empfindungen des Jammers sich ganz verloren hatten, kehrten zurück, nachdem die Thränen ihren Lauf gehabt, und vor der Nacht noch waren Monsieur de Langy, seine Frau und ihr wohlwollender Verwandter beschäftigt, alle jene traurigen Vorkehrungen zu treffen, welche das schreckliche Ereigniß des Tages nothwendig gemacht hatte. Eine der ersten Maß-

regeln war, einen Eilboten nach Auvergne zu schicken, um Francis de Langy aufs schleunigste nach Paris zu entbieten.

Neunzehntes Kapitel.

Die traurige Feierlichkeit des Leichenbegängnisses war vorüber, ehe Francis de Langy Paris erreichen konnte, aber doch war seine Begrüßung von Vater und Mutter höchst schmerzlich. Er war in vielen Beziehungen dem Todten unähnlich, größer und viel kräftiger gebaut, obwohl mehrere Jahre jünger, von dunklerer Gesichtsfarbe, und hatte männlichere und schärfere Züge, aber doch war sein Anblick genug, um ganz und gar die von dem Marquis und der Marquise errungene Gemüthsruhe wieder zu zerstören, und die Erinnerung an seinen Bruder und das Erschütternde ihres Verlustes mit stechender Qual wieder zu beleben. Allmälig jedoch verschwand dieser Eindruck wieder, und Nichts blieb zurück als das Tröstliche seiner Gegenwart. Sie schienen an ihn noch zärtlicher, als an ihren ältern Sohn, sich anzuschließen, und so lebte die elterliche Liebe, die, wie ein frisch verpflanzter Strauch, ein paar Tage zu welken und zu erschlaffen geschienen hatte, neu auf, und blühte glänzender als je, nachdem sie einmal in dem neuen Boden Wurzeln geschlagen. Der Held unsrer Erzählung seinerseits that Alles, was ihm die wohlwollende Weichheit eines empfindenden Herzens und eines zartfühlenden Geistes ein=

gab, um seine Eltern bei ihrem Verlust zu trösten und aufzurichten; und obwohl sie noch immer tiefe, sehnsüchtige Traurigkeit empfinden mochten beim Gedanken an den Dahingegangenen, konnten sie doch nicht umhin, anzuerkennen, daß ihr überlebender Sohn nach allen Eigenschaften des Herzens und des Geistes weit den Vorzug vor ihm behaupte.

So kehrte ruhige, friedliche Fassung im Hause des Marquis und der Marquise de Langy bald wieder ein; aber doch blieb in der Brust jedes Familiengliedes Etwas zurück, worauf sie nicht gern ihre Gedanken heften mochten, eine jener der Entscheidung harrenden Fragen, bei welchen so viel auf dem Spiele steht, daß man sich scheut, sie in Anregung zu bringen, damit nicht der gegenwärtige Friede des Gemüths verloren gehe. Vater und Mutter konnten nicht umhin, sich zu erinnern, daß sie ihr Recht auf ihren Sohn einem Andern abgetreten; daß Monsieur de St. Medard förmlich und mit ihrer Einwilligung, ihren Sohn adoptirt hatte als den seinigen. Konnten sie jetzt mit Ehre, oder mit Schicklichkeit, ihn einem Manne nehmen, welcher der Vater und Führer seiner Jugend gewesen? und doch, konnten sie sich dazu verstehen, sich von ihm zu trennen auf so lange Fristen, wie sie bisher bei ihrem Verkehr mit ihrem Sohne vorgekommen waren? Dieser Gegenstand beschäftigte häufig die Gedanken Beider, aber Keines wagte mit dem Andern davon zu sprechen, noch auch den Vicomte merken zu lassen, daß ihre Gemüther von solchen Erwägungen beunruhigt wurden.

Auch Monsieur de St. Medard sann häufig über denselben schwierigen Punkt nach, aber ein andrer Gegenstand mischte sich noch in seine Gedanken, wenn sie diese Richtung nahmen. Seine Neigung für Francis de Langy war von weniger selbstischer Art, als es oft nnsre reinste Anhänglichkeit ist. Der Vicomte hätte sich entschließen können, seinen unzweifelhaften Anspruch aufzugeben, wenn er dadurch seinem Adoptivsohn wirklich eine Wohlthat erwiesen hätte; aber das war es, was er bezweifelte. Obgleich er die guten Eigenschaften seines Neffen und seiner Nichte kannte, kannte er doch auch ihre Schwächen; und er fragte sich selbst, ob, wenn ihre thörichte Nachsicht Gemüthsart und Charakter ihres ältern Sohnes gänzlich verderbt habe, es nicht wahrscheinlich sey, daß ihre täglich wachsende Liebe zu dem ihnen noch gebliebenen sie nicht zu denselben Fehlern verleiten, und bis auf einen gewissen Grad dieselben Folgen herbeiführen würde? Er wußte zwar wohl, daß die Gemüthsart des von ihm erzogenen Jünglings von Natur schon fester und stärker war, als die seines Bruders; er glaubte, daß die ihm gegebene Erziehung geeignet gewesen, seinen Charakter zu kräftigen und zu veredeln, und er fürchtete nicht, daß Francis je so werden würde, wie der junge Mann, der durch seine Laster den Tod auf sein eignes Haupt und Kummer über seine Eltern gebracht hatte. Aber es war sein Stolz ebenso wie seine Freude gewesen, den Charakter seines Neffen nach reiflich erwogenen und mit Besonnenheit gewählten Grundsätzen zu bilden. Er hoffte zuversichtlich, daß diese Grundsätze, folgerecht durchgeführt,

alles Gute in seiner Natur entwickeln, alles Schlechte verbessern würden; daß die Blüthen und Früchte des Gartens dadurch gehegt und geschützt, das Unkraut vertilgt, und der böse Mehlthau abgewendet werden sollte. So kann man sich denn leicht vorstellen, daß er seine Plane ungern auch nur zum Theil vereitelt sah; daß er den Einfluß einer übertriebenen Zärtlichkeit auf einen Charakter fürchtete, der zwar, so weit die Zeit es gestattete, darauf vorbereitet war, ihr zu widerstehen; und obgleich seine Liebe zu Francis, seine Freude an dessen Gesellschaft, und das Interesse, das er an der Bildung und Leitung seines Geistes nahm, ihn nicht abgehalten haben würde, seinem Rechte sofort zu entsagen, machte ihn doch die Besorgniß, seinem Adoptivsohn selbst einen Nachtheil zuzufügen, unschlüssig und bedenklich, und bestimmte ihn am Ende, die Ansprüche, die er besaß, nicht förmlich aufzugeben. Viel wichtigere Ergebnisse, als er vorhersah, hingen von dieser Entscheidung ab; und hier muß ich den englischen Leser bitten, nicht zu vergessen, daß in Frankreich die Adoption eines Kindes damals nach ganz andern Gesetzen geregelt war, als in irgend einem andern Lande bestanden.

Diese Frage, so wichtig sie war und so einflußreich, wie leicht zu sehen, auf sein ganzes künftiges Schicksal, war doch, obwohl sie allerdings von Zeit zu Zeit Francis de Langy durch die Seele zog, nicht das, was seine Gedanken am meisten beschäftigte. Der Leser kann leicht errathen, was es war, wenigstens wenn er Etwas von der Liebe weiß. An Julie d'Artonne dachte er; und oft und ängstlich fragte

er sich selbst, wie er handeln, was er thun solle? Sich bewußt, wie jung er noch war für solche Gefühle, empfand er eine Schüchternheit, eine Art Bangigkeit in seiner Brust, die ihn scheu machte, davon zu sprechen selbst gegenüber dem Monsieur de St. Medard, vor welchem er doch sonst aus seinen Gedanken kein Geheimniß zu machen gewohnt war; und doch fürchtete er sich, der dunkeln, launenhaften, unsichern Zukunft zu vertrauen, ob nicht doch irgend ein Zufall eintreten möchte, der alle seine Hoffnungen für immer zerstöre. Er wußte, wie frühe in Frankreich manche Heirath geschlossen wurde, er wußte auch, daß sehr oft darüber, wie über eine bloße Geschäftssache, zwischen den Eltern abgeschlossen wurde, ohne die dabei am meisten betheiligten Personen zu befragen, und manchmal sogar, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen. Er fürchtete daher, dieß könnte auch der Fall seyn bei Julie d'Arionne oder bei ihm selbst; und er wußte recht gut, daß eine solche einmal von seinem oder von ihrem Vater eingegangene Verpflichtung unwiderruflich seyn würde, und eine ewige Scheidewand zwischen ihnen aufführen mußte.

Auf diese Erwägungen hin beschloß er, mit Monsieur de St. Medard von seiner Neigung zu sprechen. Er wußte, daß er seiner Liebe, seinem Wohlwollen und seiner Einsicht vertrauen durfte, und obwohl in seines Adoptivvaters Wesen, Benehmen und Charakter Nichts lag, was den leisesten Anstrich von dem hatte, was man romantisch nennt, und er ihn nie ein derartiges Wort hatte äußern hören, nie eine solche Handlung ausüben sehen, obwohl er ein Mann von

gesundem, praktischem Sinn, von ruhiger, kühler Ueberlegung war, und in allem seinem Thun mehr Verstand als Leidenschaft zeigte: hatte er doch Etwas, ein nicht zu beschreibendes Etwas an sich, was Francis de Langy die Ueberzeugung gab, der wohlwollende, gütige Freund seiner Jugend müsse einmal innig geliebt haben, und sey gewiß noch fähig eines lebhaften, großmüthigen, zärtlichen Mitgefühls für solche Empfindungen, wie die seines Herzens. Und doch, obschon er sich Tag für Tag vornahm, zu sprechen, bebte er zurück vor dem Entschluß, seine Neigung auszusprechen und sich über seine Wünsche zu erklären.

Wie es oft das Schicksal fügt — wenn er einmal sich entschlossen hatte, und hinging, den Vicomte aufzusuchen, war Monsieur de St. Medard in den Staatsrath gegangen, war mit Papieren beschäftigt, oder hatte eine störende Person bei sich; und wenn der Zufall sie allein zusammenführte, konnte er entweder nicht die Entschlossenheit finden, den Gegenstand auf einmal auf die Bahn zu bringen, oder irgend eine Störung trat ein, gerade wenn er im Begriffe stand, seine Eröffnung zu beginnen.

So verstrichen beinahe drei Wochen. Seine übrige Zeit brachte der Jüngling gewöhnlich mit einigen jungen Leuten von vornehmen Familien zu, welche unter einem alten Invalidenoffizier einiges von dem praktischen Theile der Kriegswissenschaft studirten. Gewöhnlich versammelten sie sich auf einem eigens dafür bestimmten Platz, etwa vier Meilen von Paris entfernt, und brachten dort jeden Tag mehrere Stunden damit zu, Bastionen, Redouten und Werke

zu erbauen, und Belehrung im Angreifen und Vertheidigen derselben zu empfangen.

Es traf sich bei einer solchen Gelegenheit, daß, nachdem die Uebungen des Morgens vorüber waren, und der Offizier, unter dessen Anleitung sie standen, sie verlassen hatte, Francis de Langy und zehn oder zwölf seiner Genossen bei einander in der Nähe des Thores auf dem Feld standen, nebst einer Anzahl von Reitknechten und andern Dienern, die ihre Pferde hielten. Der Tag war sehr heiß und schwül, sie waren Alle erschöpft und durstig, und Francis hatte den Jean Marais in eine kleine Schenke jenseits des kleinen Rasenplatzes geschickt, um Wein und Wasser zur Erquickung nach ihren Anstrengungen zu holen. Er hatte sie kaum verlassen, als ein altes Weib in armseligem Aufzug, groß, plump, von abschreckendem Aeußern, von gelber, gebräunter Hautfarbe, durch das Thor kam, und mit dem gewöhnlichen, winselnden Tone des Geschlechts, welches die Franzosen Böhmen nennen, und das man sonst Zigeuner heißt, einen der jungen Edelleute aufforderte, sich wahrsagen zu lassen. Der junge Mann streckte sogleich die Hand aus, und gab dem Weibe das Silberstück, welches sie verlangte; wofür ihm eine sehr schmeichelhafte Weissagung von seinen künftigen Liebes- und Kriegsthaten zu Theil wurde. Einige von den Uebrigen folgten; und endlich wandte sich die Wahrsagerin zu Francis de Langy, welcher bisher keine Neigung gezeigt hatte, sich bei ihrer Kunst Rathes zu erholen.

„Kommt, mein süßer, junger Herr," sagte sie; „be-

kreuzt meine Hand mit Silber, so will ich Euch Euer Glück weissagen. Ihr werdet ein glücklicher Mann werden, davon bin ich überzeugt; ich sehe es in Eurem schönen Gesicht. Ei, Ihr seyd um einen Kopf größer als die Uebrigen, und Ihr werdet einer armen Zigeunerin eine kleine Krone nicht abschlagen."

„Kommt, kommt, de Langy," schrie Einer seiner Genossen, als er ihn den Kopf schütteln sah. „Ihr fürchtet Euch doch nicht, Euch weissagen zu lassen?"

„O nein," versetzte Francis de Langy, „ich schenke der ganzen Sache zu wenig Glauben, als daß ich mich fürchten sollte. Da, meine gute Frau, da ist die Krone für Euch, und da ist meine Hand, wenn es diesen guten Herrn eine Freude macht, mein Schicksal wahrsagen zu hören."

Das Weib steckte das Geld in die Tasche, nahm dann seine Hand in die ihrige, und schaute eine Minute lang starr in seine hohle Hand. Im nächsten Augenblick ließ sie sie mit verächtlicher Miene fallen, holte die Krone wieder hervor, warf sie ihm hin und sagte: „Ich bin nicht gekommen, um einem Solchen, wie Ihr seyd, zu wahrsagen. Ich kam, um zu plaudern mit jungen Edelleuten, nicht mit eines Bauern Sohn. Behaltet Euer Geld, Ihr werdet es dereinst brauchen."

Alle seine Genossen brachen in ein lautes Gelächter aus; und Einer rief: „Ei, Ihr alte Thörin! wißt Ihr nicht, daß dieß der Graf de Langy ist?"

„Ich weiß nicht, wie er genannt wird," versetzte die

Alte; „aber, Graf oder nicht Graf, er ist der Sohn eines Bauern;“ und wie sie so sprach, wandte sie sich weg, verließ die Gruppe von jungen Edelleuten, und lenkte ihre Schritte nach der oben erwähnten kleinen Schenke. Gerade in diesem Augenblick sah man Jean Marais, von einem Knaben mit Wein und Gläsern gefolgt, herüber auf sie zu kommen; und Francis de Langy rief lachend: „Ich habe große Lust, meinem Diener zu befehlen, sie anzuhalten, damit sie mir noch Mehr sage, da sie so gelehrt ist; aber ich fürchte, Auxerre, Ihr habt für heute das Spiel verdorben, dadurch, daß Ihr ihr gesagt, Wer ich bin.“

„Heißt ihn sie zurückbringen! heißt ihn sie zurückbringen!“ riefen einige Andere, aber das Weib schien ihre Absicht zu ahnen, denn sie wich rasch und entschlossen Jean Marais aus, und schlug einen Pfad ein, der um einen kleinen Garten hinter die Schenke führte.

Der so eben geschilderte Vorfall hatte für den Augenblick keine bedeutendere Folgen als einiges Gelächter unter den anwesenden jungen Leuten. Einer von ihnen rieth Francis de Langy, den Marquis in Kenntniß zu setzen, daß man entdeckt habe, er sey ein Bauer; ein Andrer hieß ihn scherzend seinen Adelsbrief vorweisen; und der junge Edelmann selbst schien so belustigt von der Sache, wie nur irgend Einer, denn er sah mit zu viel Verachtung auf das Weib und ihre Behauptung herab, als daß ihm die Sache auch nur wichtig genug gewesen wäre, sich darüber zu erzürnen. Als er jedoch beim Mittagessen seinem Vater die Geschichte erzählte, ward Monsieur de Langy höchlich ent-

rüstet, und erklärte, er hätte sollen das Weib unverzüglich festnehmen lassen, dafür, daß sie einem französischen Edelmann eine solche Beschimpfung geboten. Auch ging in der Hauptstadt und zu Versailles — da zu der Zeit gerade kein unterhaltender Skandal, kein müßiges Geschwätz und keine öffentliche Neuigkeit von großem Interesse im Umlauf war — die Geschichte von der Zigeunerin und von dem jungen Grafen de Langy von Mund zu Mund, und ersetzte wenigstens anderthalb Tage jede andre Unterhaltung.

Am Abend nach diesem Vorfall jedoch zeigte Jean Marais, — um keine von den Personen unsrer Geschichte aus dem Auge zu verlieren — sowohl wenn er sich unter die Diener des Hauses Langy mischte, als wenn er seinem Gebieter bei Tisch aufwartete, oder auch wie er ihm half, sich entkleiden, um zu Bette zu gehen, einen bei ihm ganz ungewöhnlichen, nachdenklichen Ernst. Er schien zerstreut, unbehaglich, rastlos; und zweimal hörte man ihn vor sich hin sagen: „Ha, es ist eine Sache, die mich nicht angeht.“

Nachts bemerkte Francis de Langy dieß auffallende Wesen an Jean Marais; und nachdem er ihn mehr als einmal hatte anreden müssen, so oft er Etwas von ihm verlangte, fragte er ihn in freundlichem Tone, was ihm fehle, und sagte: „Ihr scheint heute Nacht sehr traurig und ernst, Jean. Ist Euch ein Unglück begegnet?“

„O nein, gnädiger Herr; gar nicht, gar nicht,“ versetzte Jean Marais. „Ich bin so lustig, wie eine Lerche. Unglück? Gott tröste mich, nein! Im Gegentheil, ich bilde mir ein, ein Vetter von mir ist dem Glück in den Schooß

gesessen, und ich dachte daran, Euch um Erlaubniß zu bitten, zwei oder drei Tage aufs Land zu gehen, um meine Verwandten zu besuchen."

„Recht gern," sagte Francis de Langy. „Kann ich sonst Etwas für Euch thun, Jean?"

„Nun, gnädiger Herr," antwortete Jean Marais, „bei einem unverschämten Menschen, was ich zu seyn glaube, und ich danke Gott dafür, daß ich es bin, erzeugt eine bewilligte Gunst immer die Bitte um eine neue. Darf ich das Pferd, das mich gewöhnlich trägt, zu dem Ritt benützen? Es erspahrt mir einen Louis für's Fahren, oder einen halben Louis an Schuhleder."

„Nehmt es," sagte Francis de Langy, „aber überjagt es nicht, mein guter Freund. Bedenkt, wenn es auch ein starkes Thier ist, so seyd Ihr ein schwerer Mann."

„Ach, gnädiger Herr, Ihr thut mir Unrecht," sagte Jean Marais; „ich führe eine schwere Hand gegen eines Gegners Kopf, aber eine leichte an eines Pferdes Zaum. — Ich möchte aber doch wahrhaftig ein paar Worte mit dem alten Weibe sprechen, von welchem heute so viel Redens war."

„Wirklich!" rief sein Gebieter, etwas überrascht über die rasche Art, wie er auf den Gegenstand zu sprechen kam; „was könnt Ihr von ihr wollen?"

„Oh, mir von ihr wahrsagen lassen, natürlich," erwiederte Jean Marais lachend; „ich erwarte, in den nächsten Tagen ein ganz vornehmer Herr zu werden."

„Ei, Ihr seyd doch wohl nicht so thöricht, zu glauben,

sie könne Euch wirklich Euer Schicksal prophezeien?" fragte sein Herr wieder.

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr," antwortete der Kammerdiener; „sie hat heute Etwas gesagt, was sehr wahr ist, wenn auch sonst nichts Anderes."

„Ei, und was wäre das?" fragte Francis de Langy mit nicht gemindertem Staunen.

Jean Marais besann sich einen Augenblick, ehe er antwortete, dann aber versetzte er mit einer tiefen Verbeugung: „Sie versicherte Euch, wie man mir erzählte, im Augenblick, wo sie Euch ansah, Ihr wäret ein sehr glücklicher Edelmann; und daß dieß wahr ist, werdet Ihr gewiß zugeben. Erstlich habt Ihr einen trefflichen Vater, der Euch zärtlich liebt; so habt Ihr hierin Glück. Dann seyd Ihr so glücklich, eine treffliche Mutter zu haben, und einen Oheim so gut wie Eure Eltern; glücklich seyd Ihr auch durch Vermögen, Rang, Gestalt, Gesundheit, Gemüthsart; und auch darin, daß Ihr den besten Kammerdiener habt, der je geboren und erzogen wurde, in der Person Eures gehorsamsten und unterthänigsten Dieners, Jean Marais."

„Gut, gut," sagte Francis de Langy lachend, „Ihr habt Recht in allen den Punkten, die Ihr zuerst genannt, und ich hoffe, es wird sich bewähren, daß Ihr auch im letzten Recht habt. So, gute Nacht für jetzt. Sagt Einem der andern Diener, er möge für jetzt Eure Stelle einnehmen und mich morgen früh wecken, denn ich wünsche meinen Oheim zu finden, ehe er ausgeht."

Mit diesen Worten zog sich Francis de Langy zur Ruhe

zurück, wie alle Welt, in glücklicher Unwissenheit hinsichtlich der Ereignisse, welche rasch aus dem dunkeln Schooße der Zukunft hervorbrechen sollten, um die ganze Gestaltung seines Schicksals zu verändern. Jeder Mensch, wenn er sein Haupt aufs Kissen niederlegt zum Schlafe, hat einen Vulkan unter sich. Er kann ruhig und friedlich bleiben während seines Schlummers; er kann Stunden, Tage, Monate, Jahre lang keine Gefahr ahnen lassen, und Heiterkeit und Glück mag sich um ihn lagern. Aber er kann ihn auch vor dem Morgen mit Lavaströmen oder Erdbeben wecken, und die Ernte seiner Hoffnungen verbrennen, oder den Weinberg seines Glückes in die Winde zerstreuen und vernichten!

Zwanzigstes Kapitel.

Wir müssen, geneigter Leser, an einen Ort zurückkehrer, den wir viele Jahre verlassen, und zu Personen, die wir lange Zeit nicht gesehen haben; aber wir kehren dahin zurück mit keinem jener Gefühle von Anhänglichkeit, womit man die Scenen seiner Jugend wieder aufsucht, und ohne die warmen, wohlthuenden Erinnerungen und Gemahnungen, welche das Gedächtniß an erlebtes Glück unausbleiblich erzeugt. Wenn wir nach langer Abwesenheit in die Heimath unsrer frühen Jahre zurückkehren, mögen wir uns zwar getäuscht finden; ein Theil des heitern Glanzes ist beinahe unausbleiblich verschwunden, und unser Auge ist verwandelt, selbst wenn die Dinge, auf welchen es geruht,

dieselben geblieben sind. Auch die von uns geliebten Personen müssen sich nothwendig verändert haben und selten zum Bessern; denn selbst wenn sie noch auf der glänzenderen Seite des Lebens stehen, ist in der Regel die Rosenknospe schöner als die Rose; und wenn sie auf der herbstlichen Seite des Berges stehen, so haben wir gewiß manches gefallene Blatt, manche verwelkte Blüthe wahrzunehmen.

Wenn wir uns jedoch zu dem Ferme Godard zurückwenden, haben weder wir selbst ein großes Interesse für den Ort oder für die Personen, noch hatte, die Wahrheit zu gestehen, Jean Marais ein solches. Dennoch erachtete er es für nothwendig, die Heimath seiner Jugendjahre zu besuchen; und da wir uns nicht befugt sehen, seine Handlungsweise zu tadeln oder sein Thun zu hindern, müssen auch wir ihm dahin folgen, und sehen, was er im Schilde führte.

Es war heißes Sommerwetter, wie der Leser schon weiß, und Jean Marais dachte — wie er denn ein sehr verständiger und berechnender Mann war — es würde für ihn und sein Pferd viel kühler seyn, wenn er seine kleine Reise lieber bei Nacht als bei Tag mache; und demgemäß ritt er, zwei Stunden, nachdem er das Schlafzimmer Francis de Langy's verlassen, ganz nüchtern und ehrbar die Straße dahin in einer Richtung, die bald nordwestlich, bald westnordwestlich war. Da ihm auf der Welt Nichts zustieß, als daß sein Pferd einen Stein in das Hufeisen bekam, etwa fünf Stunden weit von Paris, wollen wir nicht bei den Ereignissen seiner Reise verweilen, bis zu dem Zeitpunkt, wo er — es war etwa halb neun Uhr Morgens — aus dem

kleinen Dorfe heraus kam, welches man von dem Pächterhause aus sah, und langsam den Berg hinan ritt. Obgleich die Erinnerungen aus der Kindheit in der Brust des Jean Marais nicht voll ungemischter Freude waren und die angenehmsten sich gänzlich auf sein eignes Thun bezogen; obgleich er seine Eltern frühe verloren, und so der Sorge des Gerard Latouches anheim gefallen war, welcher, die Wahrheit zu gestehen, sich nicht als der freundlichste Verwandte bewährte; obgleich er zur Arbeit angehalten worden war, sobald nur seine Hände irgend Etwas zu leisten vermochten, unter einem rauhen und argwöhnischen Gebieter, dessen Mißtrauen und Strenge den Dienenden nothwendig anspornen mußten, den Dienstherrn auf jede mögliche Weise zu überlisten, konnte sich doch Jean Marais, wie er dahin ritt und den Schauplatz seiner frühern Jahre betrachtete, jener schmelzenden Weichheit nicht ganz erwehren, welche fast immer, oder immer, in dem Herzen des Menschen sich regt, wenn irgend eine Mahnung, berühre sie das Auge oder das Ohr, in lebhafterer, gleichsam handgreiflicher Weise eine Zeit der vergleichungsweisen Unschuld und Gefühlsweichheit der Erinnerung zurückruft. Die Erinnerung führt ihr eignes Licht mit sich; aber dieß Licht, wie der Schimmer des Mondes nur ein reflektirtes, theilt den Charakter der Periode, aus welcher es stammt. Wenn wir in unsern spätern Tagen zurückschauen auf die freudige Rüstigkeit und Thatkraft des ersten Mannesalters, so scheint uns der Abend für einen Augenblick erhellt durch den Glanz des Mittags; und wenn wir am Sommertag der vollen Reife, unter der

Hitze unsrer Leidenschaften und in der Aufregung des Kampfes und Strebens keuchen, scheint der milde, frische Glanz des Morgens erquickend auf unsre Herzen zu fallen, sobald wir unser Auge auf die sanfteren Stunden der Kindheit richten.

Solche Gefühle bemächtigten sich des Helden dieses Kapitels, als er dem Pächterhaus zu ritt, aber sie behaupteten sich nicht lange in ihm, und sein Gemüth nahm bald wieder seine gewohnte Stimmung an. Nun war Jean Marais' Natur, geneigter Leser, eine ganz eigenthümliche, ein thätiger, lebhafter, rastloser Verstand, immer mit Etwas beschäftigt, forschend, spürend, zurechtlegend, sein Hab' und Gut ordnend oder gegen das andrer Leute verhandelnd mit einem hohen Grad von Scharfsinn und Schlauheit. Die Verschiedenheiten in dem Gebahren und der Handlungsweise des Geistes sind so groß, als die im Charakter und Wesen des äußern Menschen. In der That, das Geschöpf aus Fleisch scheint nur der körperhafte Typus des feineren Wesens, daß in Jedem von uns eingesperrt ist; und ebenso wie es langsame und träge Körper gibt, die sich nur mit Schwierigkeit und ungern bewegen, und hinwieder lebhafte und geschäftige, welche immer in einem Zustand von Unruhe und Strebsamkeit sind, anmuthige und schöne Gestalten, welche, ruhend oder in Thätigkeit, sich gefällig und einnehmend darstellen, rüstige und kräftige Gestalten, welche derbe Kraftanstrengung und Rührigkeit als natürliche Folge ihres Baues erheischen: ebenso gibt es Geister, welche genau dieselben Eigenschaften besitzen und sich unter den-

selben Gesichtspunkten darstellen. Es folgt jedoch daraus gar nicht, daß der Körper den Geist, der darin ist, darstelle. In der That ist leider! häufig das Gegentheil der Fall; und ich habe mich oft versucht gefühlt, zu glauben — und ich wäre vielleicht auch der Versuchung unterlegen, hätte nicht die Offenbarung dem kecken Flug der Phantasie eine Grenze gesteckt — daß einem heidnischen Aberglauben zufolge, die Leiber und die Seelen der Menschen ursprünglich gesondert geschaffen wurden, wie ein Instrument und ein Gehäuse, und dann zurückgelegt, um nach Bedürfniß zusammengefügt zu werden. Noch etwas weiter gehend, hätte ich mir einbilden können, daß es bei dieser Zusammenordnung als nicht sehr wichtig erschienen sey, welcher Geist gerade in jedes Gehäuse gesteckt werde; so daß ein sehr schönes Instrument nicht selten in einer plumpen, unpassenden oder beschädigten Hülle sich finde.

Dieß war einigermaßen der Fall bei Jean Marais; das heißt, seine körperlichen und geistigen Eigenschaften waren sehr verschieden. Stark, kräftig und rüstig war er allerdings dem Körper nach: aber Niemand hätte, seinem etwas leichten und nachlässigen Benehmen nach, vermuthet, daß sein Geist so nachdenklich und geschäftig sey, als er wirklich war, zumal in solchen Augenblicken, wo seine Glieder und Muskeln im Zustand der größten Ruhe sich befanden. Hätten sein innerer und sein äußerer Mensch ganz im Einklang mit einander gehandelt, so hätte unser Freund Jean nicht mit so langsamen Schritten, als er that, den Berg hinauf trotten können, denn seine Phantasie war

mit tausend verschiedenen Grübeleien beschäftigt, und flog mit wahrhaft wunderbarer Hast von einem Punkte zum andern.

Als er dem Ferme Godard näher kam jedoch, legte er die Spekulation bei Seite und wandte sich zur Beobachtung. Das Erste, was ihm auffiel, war, daß das Gebäude und Alles rings umher eine große Veränderung zum Schöneren und Besseren zeigte. Sein Vetter hatte es sichtlich weiter gebracht in der Welt, und Jean Marais bemerkte es mit einem Lächeln. Er gönnte dem Gerard Latouches durchaus nichts Schlimmes; es that ihm nicht leid, seinen Wohlstand wachsen zu sehen; aber, wenn man die Wahrheit gestehen soll, er hegte bedeutende Zweifel in Betreff der Mittel, durch welche er seinen Wohlstand gefördert hatte. Kurz, er hatte kein sonderliches Vertrauen zu der Redlichkeit seines Vetters; und die Wahrheit zu gestehen, er hatte wohl auch Grund, gegen die Art, wie Gerard Latouches sein Vermögen erworben, argwöhnisch zu seyn.

Er ritt zu dem Hause hinan, und trat in den Hof eines Pächterhauses, der kürzlich erst erweitert und mit Mauern eingefaßt worden war; und sein Pferd an einem Ring anbindend, welcher an der Mauer des Hauses befestigt war, öffnete er leise die Thüre und trat ein. Die erste Person, auf welche sein Auge fiel, war eine Magd, ein Inventarstück, welches jetzt zu dem Pachtgut gehörte; und er war im Begriff, nach seinen Verwandten zu fragen, als Marguerite Latouches selbst aus der hintern Stube hervortrat, und einen Augenblick sich seiner nicht recht zu entsinnen schien, obwohl

er vielleicht weniger verändert war als sie selbst. Er war in der That aus einem großen, gutgewachsenen Jungen ein stämmiger, kraftvoller Mann geworden; aber mit ihrer äußern Erscheinung war eine ganz andere Art von Verwandlung vorgegangen. Erstlich hatte sie ganz das schmucke, flotte Wesen einer Kammerzofe verloren, und war in Tracht und Wesen zum Weibe eines kleinen Pächters herabgesunken. Sodann war jede Spur von Schönheit verschwunden; das hübsche Mädchen war ein unschönes Weib geworden, braun, und etwas verwittert und runzlig durch Zeit, Strapazen, Arbeit und Sorgen; die traurigste Veränderung aber war, daß an die Stelle der Gesundheit — Krankheit getreten war. Zwar hatte das Gesicht noch etwas Farbe, aber diese Farbe drängte sich ganz zusammen in Einen kleinen rothen Fleck auf beiden Wangen, und sonst war Alles gelblich und kränklich. Die Lippen waren bleich und blutlos, die Züge scharf und abgezehrt, und dazu kam noch ein Ausdruck von ängstlichem Ernst, als ob beständig Etwas ihr Gemüth drücke.

Sobald Marguerite Latouches ihres Mannes Vetter erkannte, bewillkommte sie ihn mit einem schwachen Lächeln, sagte ihm aber zugleich, daß Latouches abwesend sey. „Er ist jetzt schon fünf Tage fort,“ sagte sie.

„Ich dachte mir das,“ versetzte Jean Marais, zu ihrer großen Ueberraschung. „Ei, und wo ist Euer Sohn?“

„Er ist in der Schule,“ antwortete Marguerite Latouches; „Gerard will ihn zu einem Rechtskundigen bilden lassen.“

„Zu einem Rechtskundigen!“ wiederholte Jean Marais. „Das ist ein ehrlicher Beruf! Aber welche Hoffnungen hat er, wenn er den jungen Meuschen zu einem Rechtskundigen bestimmt? Er kann nur ein Avoué werden, oder ein Notar; und ohne Verwandte und Bekannte wird es ein Bauernsohn in dieser Laufbahn nicht weit bringen.“

„Ja, aber Ihr vergeßt,“ sagte Marguerite, „daß Euer Vetter Martin, Gerards Bruder, Intendant bei Monsieur de Langy ist, und Viel für ihn thun kann. Aber kommt, Jean, Ihr müßt einen Bissen Brod in dem Hause essen, obgleich Ihr ein sehr vornehmer Mann geworden zu seyn scheint. Was steht Euch zu Diensten?“

„Nichts als ein Glas Wasser mit einem Löffel voll Wein darunter,“ versetzte Jean Marais; und dann fuhr er rasch fort: „Ich hätte gern Euern Sohn gesehen.“

„Dank Euch, Dank Euch Jean,“ erwiederte Marguerite; „Ihr waret immer freundlich gegen die Buben, und ich sagte immer, Ihr hättet ein gutes Herz, obwohl einen wilden Kopf.“

„Ich hätte ihn gern gesehen,“ wiederholte Jean Marais; „ich möchte wissen, Wem von seiner Familie er gleich sieht, Marguerite.“

In diesem Augenblick wandte sich das gute Weib weg um ein Glas aus dem Schranke zu holen, und Jean Marais fuhr fort in derselben, rasch auf seinen Zweck losgehenden Weise, wie zuvor: „Ich dachte immer, Euer Mann habe große Absichten mit seinem Sohn.“

Marguerite drehte sich um und sah ihn fest an, während ihr das Blut in die fahle Wange stieg. In ihrer Seele schien ein Kampf zu seyn, ob sie antworten solle oder nicht, und nach einer augenblicklichen Pause sagte sie: „Jean Marais, über kurz oder lang —"

Aber gerade in diesem Augenblick trabte ein Pferd rasch vor das Pächterhaus, und mit einem ängstlich gespannten Blick nach jener Seite hin eilte sie, etwas Wein aus einem Fäßchen herauszulassen, und ließ ihren Satz unvollendet. Im nächsten Augenblick ging die Thüre auf und Gerard Latouches trat ein und sah sich um nach dem Gast, dessen Pferd er hatte draußen stehen sehen. Jean Marais saß ruhig da, und sah ihn mit gleichgültiger Miene und mit einem Ausdruck des Gesichts an, welchen man so deuten konnte: „Hier bin ich! wie gefall' ich Euch?" aber es war sichtlich, daß Gerard nur mit großer Anstrengung seines Gedächtnisses seinen Vetter wieder erkannte.

„Bei meinem Leben!" schrie er endlich, „bei meinem Leben, ich glaube, es ist der nichtswürdige Galgenstrick, Jean Marais!"

„Kein Andrer, wenn Ihr mir glauben wollt," sagte Jean Marais mit der äußersten Gleichgültigkeit; „Ich wundere mich nicht darüber, daß Ihr mich nicht kennt, Gerard; ich bin in allen Stücken sehr verändert gegen damals, als ich Euch verließ. Ich habe mich in eine neue Schule begeben und bin ein ehrlicher Mann geworden."

„Dann ist der Stein der Weisen gefunden," schrie

Gerard Latouches; „denn nichts Anderes als eine Verwandlung der Metalle konnte das bewirken.“

„Ha, es ist wahr, ich bin Euer nächster Vetter,“ versetzte Jean Marais, „und man sagt, was in den Knochen steckt, verliert sich nie am Fleisch; aber dennoch bestrebe ich mich, so ehrlich zu seyn, als das böse Blut in meinen Adern mich seyn läßt.“

„Dann seyd so gut und bezahlt mir die zehn Louis-d'or, die Ihr mir aus meinem Tisch gestohlen, als Ihr fort liefet,“ rief der Pächter, „oder ich lasse Euch wegen Räuberei festnehmen.“

Jean Marais lachte. „Komm, komm, Gerard,“ sagte er, „Du warest immer der Unverschämteste der Menschen; und wie ich dazu komme, so bescheiden zu seyn, weiß ich in der That nicht zu erklären, in Betracht, daß ich von Dir auferzogen wurde. Beantwortet mir Eine Frage, Gerard Latouches: habt Ihr nicht Alles eingesackt, was mein Vater hinterließ, als er starb? Habt Ihr nicht die zwei Kühe, und das Pferd, und den Wagen, und das Feld und das Geräthe und das Hans verkauft? Ich verhalf mir nur zu einem Theile des Meinigen; und wenn wir mit einander abrechnen, werdet Ihr, glaub' ich, noch die Hand in die Tasche stecken müssen!“

„Wer hat Euch gefüttert und gekleidet und in die Schule geschickt drei Jahre lang?“ schrie Gerard Latouches. „Ihr kostetet mich viel Mehr, als Ihr mir einbrachtet, und richtetet immer Unheil an seit Eurem zwölften Jahre!“

„Wollt Ihr mit mir vor einem Notar abrechnen?“ fragte Jean Marais.

„Unsinn und kein Ende!“ antwortete sein Vetter. „Zudem, wenn es auch ein paar Louisd'or mehr oder weniger seyn mochten, hattet Ihr kein Recht, deßwegen die Schublade zu erbrechen. Ihr könntet dafür auf die Schulter gebrandmarkt werden!“

Er sprach jedoch viel weniger zuversichtlich, als er im Anfang gethan hatte; und am Ende erachtete er für besser, den Gesprächsgegenstand zu ändern, und sagte: „Nun, und woher habt Ihr denn alle Eure schönen Federn und Euer Pferd? Habt Ihr einen jungen Simpel gepflückt oder auf der Heerstraße geraubt?“

„Keines von beiden, mein guter Freund,“ antwortete Jean Marais, der all die kleinen Tücken und Falten in seines Vetters Charakter kannte, und auch recht gut wußte, daß, neben andern sehr eigenthümlichen Ansichten, er den Reichthum für Tugend, und Armuth für Laster hielt; „keines von Beiden; Ihr seyd ganz im Irrthum über meine Lage. Ich habe eine kapitale Stelle, welche meinen Beutel füllt und mir den Rücken deckt; und Alles, was ich sagen wollte, ist, daß wenn Ihr irgend welche Ansprüche an mich zu haben glaubt, und geneigt seyd, mit mir Abrechnung zu halten, ich meine Schuld, sey sie welch sie wolle, im Augenblick berichtigen will.“

Mit diesen Worten steckte er die Hand in die Tasche und zog einen wohlgefüllten ledernen Beutel heraus, zur großen Ueberraschung und Verwunderung Gerards nicht nur, sondern auch seines Weibes; denn Beide konnten durch keine Anstrengung ihrer Einbildungskraft sich denken, wie

er in den Besitz eines solchen Reichthums gekommen seyn möge.

„Nein, nein, Jean," versetzte Gerard, der ganz und gar keine Lust hatte, sich auf die von seinem Vetter vorgeschlagene Abrechnung einzulassen, „laßt das Vergangene vergangen seyn. Ich verzeihe Euch, daß Ihr die Schublade erbrochen, von ganzem Herzen; und was das Geld betrifft, so liegt daran Nichts. Ich dachte Euch nie wieder zu sehen, und so führte ich keine Rechnung darüber. Aber was ist denn die Stellung die Ihr erlangt habt? Ich wäre begierig, das zu hören."

Nach einer augenblicklichen Ueberlegung beschloß Jean Marais, seinem würdigen Verwandten nicht zu entdecken, was eigentlich seine Stelle und in Wessen Diensten er sey; obgleich er wohl wußte, daß Gerard früher oder später, vermöge seiner Verbindung mit dem Hause de Langy, selbst die Wahrheit entdecken werde.

„Ihr werdet mich entschuldigen, Meister Gerard," sagte er, „meine Stelle ist eine auf Vertrauen und Treu und Glauben beruhende, und ich halte für besser, davon Nichts weiter zu sagen. — Dank Euch, Marguerite," fuhr er fort, das Glas Wein und Wasser erhebend, das sie vor ihn auf den Tisch gestellt hatte; „auf Eure Gesundheit! — Gerard auf Eure Gesundheit! — Ich muß mich auf den Weg machen."

„Nein, nein!" rief Gerard, „Ihr müßt bleiben, und einen kleinen Imbiß mit uns einnehmen. Mein Weib wird ein Huhn in den Topf stecken und wir wollen eine lustige

Mahlzeit halten. Euer Pferd sieht auch ermüdet aus; wir wollen es herum führen in den Stall. Wie weit kommt es diesen Morgen schon?"

Jean Marais wollte nicht die mindeste Andeutung über seine Stelle und seinen Aufenthalt geben, und versetzte daher kurz: „Schon manche gute Meile weit." Hinsichtlich des Mittagessens jedoch ließ er sich überreden, und blieb noch ein paar Stunden, aber mehr um Aufschlüsse zu gewinnen, als zu geben. Von Gerard Latouches war sehr Wenig herauszubringen, da dieser Ehrenmann von der Natur nicht mit einer mittheilsamen Gemüthsart begabt war. Kleine Anzeichen und Symptome jedoch entdecken einem scharf beobachtenden Auge oft große Wahrheiten; und unter Anderem machte Jean Marais auch die Wahrnehmung, daß die arme Marguerite vor ihrem Gatten eine solche Scheue hatte, wie sie nur die Folge arger Härte von seiner Seite seyn konnte. Man sah, daß Alles, was der Liebe glich, zwischen ihnen gänzlich abgethan und außer Frage war. Sie hatte keine Zufriedenheit gezeigt über seine Rückkehr, und er keine Freude blicken lassen, sie wieder zu sehen; und obgleich sie, wie eine Sklavin, seinem leisesten Worte zu gehorchen eilte, zeigte doch der ängstliche Blick ihres Auges, daß es der Gehorsam der Furcht, nicht der Liebe war. Verschiedene andre kleine Einzelnheiten entdeckte das scharf spähende Auge Jean Marais', und bis er das Haus verließ, war er so ziemlich im Reinen über einige Fragen, in Betreff deren er im Zweifel gewesen war, als er in das Haus eintrat. Sobald die Mahlzeit vorüber war, verabschiedete

er sich und verließ seine Verwandten, mit Mitleiden für die Frau aber ohne große Achtung für den Mann.

Diese Gefühle würden sich noch sehr gesteigert haben, hätte Jean Marais Zeuge von den Vorfällen seyn können, welche unmittelbar nach seinem Weggehen sich ereigneten. Gerard Latouches wartete, bis die Hufschläge seines Rosses verhallt waren; im Augenbiick aber, wo man sie nicht mehr hörte, öffnete der Mann eine Schublade in dem alten Wallnußschrank, der in der Nähe stand, und nahm ein auf beiden Seiten überschriebenes Papier heraus. Sein Weib beobachtete ihn mit einer Miene voll Furcht und Bangen, und schien, als er sich umkehrte und ihr näherte, in die Erde sinken zu wollen.

„Du sollst das Geständniß unterzeichnen, Weib," sagte Gerard Latouches. „Du magst wollen oder nicht. Ich will nicht sagen, daß ich davon Gebrauch machen werde; aber es in meiner Hand haben, das will ich."

„Ich habe Euch früher schon gesagt," antwortete Marguerite mit leiser Stimme, „daß ich es nimmermehr thun werde. Wenn Ihr mich auch tödtet, ich will es nicht thun."

„Wir wollen sehen," versetzte Gerard Latouches, und zugleich versetzte er ihr mit der platten Hand einen Schlag an den Kopf, daß sie taumelte und beinahe fiel.

„Jetzt, willst Du unterzeichnen?" schrie der Mann.

„Nein!" antwortete sie, in Thränen ausbrechend, und sich in einen Stuhl werfend. „Wenn Ihr mich noch einmal anrührt, schreie ich, bis die Leute es hören."

„Mögen sie!“ sagte Gerard Latouches, und noch einmal schlug er sie, wie sie da saß, noch stärker als zuvor.

Marguerite stieß einen langen, durchdringenden Schrei aus, und fing dann an heftig zu husten. In einem Augenblick füllte sich ihr Mund mit Blut; und da der Husten fortdauerte, brachte jede Anstrengung neues Blut, offenbar von den Lungen. Gerard Latouches ward jetzt unruhig; und einige Arbeiter rufend, schickte er sie augenblicklich in das Dorf hinab, in welchem sich inzwischen ein Arzt gesetzt hatte, um den Kranken die Dienste zu leisten, welche in frühern Tagen der gute Priester mit fast eben so viel Geschicklichkeit als er, geleistet hatte. Der Jünger des Aeskulapius kam bald an, und erfuhr aus Margueritens eigenem Munde die Mißhandlung, die sie von Gerard erlitten hatte: denn in ihrer sehr natürlichen Erbitterung war sie gar nicht abgeneigt, kund werden zu lassen, daß ihr Gatte zunächst beigetragen hatte zu ihrem Tode. Der Arzt, welcher sie einige Zeit schon wegen Brustleiden besucht hatte, und welcher vor allen reichen Pächtern der Umgegend Respekt hatte, erklärte, die Streiche ins Gesicht, die sie erhalten, könnten kein Gefäß in der Lunge zerrissen, und folglich müsse ihr Schreien dieß zur Folge gehabt haben. Nichts jedoch, was er versuchte, schien das Blutbrechen stillen oder auch nur mindern zu können; und den Gerard Latouches bei Seite ziehend, setzte er ihn in Kenntniß, daß seine Frau den nächsten Morgen nicht erleben werde.

„Das ist ein Unglück,“ versetzte Gerard Latouches in sehr gleichgültigem Tone, „denn ich muß durchaus heute

Nacht nach Paris zurück. Wenn Ihr sonst noch Etwas zu thun habt, mein guter Freund, so geht und thut es, und kommt dann zurück, und verpflegt sie während meiner Abwesenheit. — Aber habt Ihr die vollkommene Gewißheit, daß sie sterben wird?"

Der Arzt erklärte ihm, daß nicht die mindeste Hoffnung vorhanden, daß sie am Leben bleibe; und Gerard, nachdem er ihn entlassen, kehrte in seines Weibes Stube zurück, und hatte eine Unterredung von beinahe einer Stunde mit ihr, trotz der Anweisung, ihr so viel Ruhe zu lassen als möglich. Der Arzt brachte zwei oder drei Stunden später eine Krankenwärterin und den Priester mit, und der Letztere ward von dem Pächter mit sehr traurigem und wehleidigem Gesicht empfangen. Er sprach sein tiefes Bedauern aus, daß er genöthigt sey, seine arme Marguerite in solchen Umständen zu verlassen; aber als er sein Pferd bestieg und von der Thüre weg ritt, verschwanden sehr bald die Wolken von seiner Stirne; und Jeder, der sein Gesicht genau beobachtet, hätte bemerken müssen, daß eine starke Versuchung zu lachen seine Lippe verzog.

Zwanzigstes Kapitel.

Francis de Langy betrog sich in der Hoffnung, seinen Oheim am Tage nach der Abreise Jean Marais' sprechen zu können. Monsieur de St. Medard war ausgegangen,

ehe sein Neffe kam, und den ganzen Tag kam er nicht in das Hotel Langy, wo der junge Edelmann seit seiner Ankunft in Paris seinen Aufenthalt genommen hatte. Am nächsten Morgen jedoch, als sein Adoptivsohn etwa eine Stunde vor dem Frühstück in seinem eigenen Zimmer saß, überlegend, ob es nicht das Beste seyn würde, dem Marquis lieber sofort von dem Gegenstand seiner Wünsche zu sprechen, als zu warten, um erst seinem Oheim sein Geheimniß anzuvertrauen, öffnete Monsieur de St. Medard selbst das Zimmer und trat hinein.

„Es freut mich, Euch allein zu treffen, Francis," sagte er, einen Stuhl einnehmend, den ihm sein Neffe gestellt hatte; „über zwei Gegenstände wünsche ich mit Euch zu sprechen; und über einen davon, mein lieber Junge, habt Ihr, glaube ich, selbst mit mir zu sprechen gewünscht, und doch, wie es scheint, Anstand genommen, es zu thun. Fürs Erste denn laßt mich Euch rathen, Francis, gegenüber von Solchen, die Ihr liebt und achtet, laßt Euch nie durch Schüchternheit abhalten, geradezu auf den Punkt loszugehen, auf den Eure Wünsche gerichtet sind. Geistiger Muth ist für einen Mann so nothwendig, als physischer Muth; sie sind die beiden großen Wächter der Wahrheit; und wenn Ihr eine Sache reiflich erwogen habt, und bei Euch im Reinen seyd, daß es recht ist, Etwas zu thun oder zu sagen, so zögert dann nicht mehr, Euren Entschluß ins Werk zu setzen, und sucht nicht den Weg durch einleitende Vorbereitungen zu ebnen, außer den durchaus nothwendigen Erklärungen."

„Ich war im Zweifel, mein lieber Oheim," versetzte Francis, und das Blut stieg ihm ziemlich stark ins Gesicht, „ich war im Zweifel, ob es wirklich recht und nothwendig sey, zu thun, was ich zu thun wünschte."

„Ich tadle Dich nicht, mein lieber Junge," sagte sein Oheim, „sondern ich will Dir nur einen Rath für die Zukunft geben — zwei ganz verschiedene Dinge. Aber zur Sache. Ihr seyd jetzt ein einziger Sohn; und meine Vermuthung ist, daß, obgleich Ihr nach dem Brauche der Welt jetzt noch zu jung seyd zum Heirathen, doch Euer Vater wünschen wird, sobald als möglich Eure Vermählung festzusetzen. Meine Wünsche stimmen mit den seinigen aus verschiedenen Gründen überein. Fürs Erste kann man seinen Geist nie ganz frei machen von früh eingesogenen Vorurtheilen, und Jeder von unsrer Stellung im Leben wünscht das Haus, dem er angehört, durch unmittelbare Leibeserben fortgepflanzt zu sehen. Es ist vielleicht ein thörichtes Verlangen, das keinen sehr vernünftigen Grund hat; aber doch muß ich in dieser Beziehung die Gesinnung und das Gefühl der Welt theilen, und würde es mir sehr leid thun, die Ehren und Güter des Hauses an entfernte Verwandte übergehen zu sehen, von welchen wir Wenig oder Nichts wissen. Fürs Zweite bin ich ein großer Vertheidiger früher Heirathen, wo beide Theile in den Grundsätzen der Ehre und der Tugend erzogen worden sind. Ich betrachte die Neigung eines Mannes zu einer Frau, die sie verdient, als das kräftigste Schutzmittel für ihn in seinem Verkehr mit der Welt; sie bewahrt ihn vor allen jenen kleinen Untugenden, welche

die fessellose Jugend gering anschlägt, aber welche gewiß, wenn auch langsam, das Fundament der bessern Gesinnungen untergraben; bis am Ende das ganze Gebäude von Recht und Unrecht dem Sturme der Versuchung erliegt. Ich selbst in meinem Leben bin Mehr, als Ihr wohl glaubt, einer frühen und ehrenhaften, obwohl unbelohnten Liebe schuldig geworden. Nun bin ich, nach Eurem Benehmen und Wesen gegenüber dem Fräulein von Artonne zu schließen, geneigt zu glauben, daß die Verbindung mit ihr Euch nicht zuwider seyn würde."

„Ich liebe sie mehr, als irgend ein Wesen auf der Welt," versetzte Francis de Langy.

„Das freut mich," sagte sein Oheim; „denn ich glaube, sie ist Eurer Liebe würdig; und ich nehme es nicht im mindesten übel, mein lieber Junge, daß Ihr auch zu meinen Gunsten keine Ausnahme macht bei der ausschließlichen Neigung, die Ihr für sie zu haben bekennt, denn die Natur wollte nicht, daß der Mann ein anderes menschliches Wesen mit derselben Hingebung liebe, die er gegen diejenige fühlt, welche die Genossin seines ganzen Daseyns werden soll. Es freut mich auch in anderer Hinsicht; weil ich glaube, daß, ganz vom weltlichen Gesichtspunkt betrachtet, diese Verbindung von der Art ist, daß Euer Vater sie wünschen würde, und weil ich auch weiß, daß von Seiten des Monsieur d'Artonne ihr kein Hinderniß im Wege stehen wird. Dieses Umstands hatte ich mich schon vor Eures Bruders Tod versichert; und wenn er Nichts dagegen einzuwenden hatte, als Eure Lage noch viel weniger glänzend war, wird er

gewiß unter den jetzigen Umständen noch viel weniger ein Hinderniß in den Weg legen."

Man kann sich leicht denken, daß diese Nachricht einem Herzen, ganz voll von dem warmen Enthusiasmus und von den lebhaften Gefühlen der Jugend, außerordentliche Freude machte. Tausend finstre Besorgnisse und Ahnungen hatten zwischen das Auge Francis de Langy's und die Zukunft sich gedrängt, so daß er nur mit Scheue ihr entgegen sah. Er hatte sich eingebildet, sein Vater könnte Einwendungen machen, oder auch Monsieur de St. Medard selbst; Monsieur d'Artonne könnte sich dagegen erklären; Juliens Hand könnte schon einem Andern zugesagt seyn; oder, im besten Fall, Alle könnten seine Neigung kalt behandeln, wegen seiner großen Jugend, und ihn mit langem Aufschub hinausziehen, um die heißen Hoffnungen der Liebe abzukühlen. Diese Befürchtungen alle jedoch waren jetzt in einem Augenblick zerstreut. Es war, wie wenn ein dunkler, düstrer Vorhang auf einmal weggezogen worden wäre, und eine Scene voll wolkenloser Heiterkeit und Glanz sich vor ihm als Aussicht auf seine Zukunft eröffnete. Die Gegenwart des Alters kühlt beinahe immer mehr oder weniger das Feuer der Jugend ab. Wäre Francis de Langy allein gewesen, er hätte sich beinahe jeder Aeußerung des freudigen Ungestüms überlassen, dem Uebermaß seines Entzückens Luft zu machen. Ein junger Mann taugt nicht Viel, wenn er nicht, in einer Stunde großen Glückes, über einen Stuhl oder einen Tisch springen könnte, nur um eines Theils seiner überströmenden Aufregung sich zu entledigen. Aber

weil Monsieur de St. Medard anwesend war, that sich Francis de Langy Zwang an, und küßte nur mit Wärme seines Oheims Hand, um ihm seine Dankbarkeit und Freude zu bezeigen.

„Gut, gut, mein lieber Junge," sagte der Vicomte, „ich sehe Du bist mit der von mir beantragten Verbindung wohl zufrieden, und daher will ich, ohne ein weiteres Wort zu Deinem Vater hinabgehen und mit ihm davon sprechen. Bleib Du hier, und ich will Dich das Ergebniß wissen lassen."

Im menschlichen Gemüth ist ein Mangel an Glauben an das Glück, der ihm, glaube ich, angeboren, nicht erworben ist. Wornach wir verlangen, für das zittern wir auch; und selbst das Kind, das nach der Frucht oder der Blume hascht, zeigt bei seiner Begierde eben so viel Furcht, als Verlangen. Wir wissen, ohne daß man es uns lehrt, daß Alles auf dieser Erde vergänglich, und daß unter allen vergänglichen Dingen die Freude das zerbrechlichste ist. Im Augenblick, wo sein Oheim weg war, bemächtigte sich wieder das Gefühl der Furcht des Herzens Francis de Langy's. Er wußte keinen Grund der Besorgniß, und doch besorgte er, ein unvorhergesehenes Hinderniß könne noch dazwischen kommen. Er blieb jedoch nicht lang in dieser bangen Ungewißheit; denn der Vicomte blieb nicht fünf Minuten aus, und seine Miene und sein Wesen bei seiner Rückkehr zeigten sofort, daß Alles stand, wie er nur wünschen mochte.

„Euer Vater ist hoch erfreut, Francis," sagte Monsieur de St. Medard, „und Eure Mutter nicht minder. Geht zu ihnen, mein lieber Junge, und dann trefft Eure Vorkehrungen

zu einer Reise. Es ist beschlossen, daß Ihr selbst Euer Botschafter seyn sollt; und da Ihr selbst, allen unsern absurden Vorgängen in diesem Lande zuwider, Eure Braut gewählt habt, müßt Ihr auch selbst von ihrem Vater ihre Hand erbitten."

Früh am folgenden Morgen brachte Francis de Langy seine Vorkehrungen zu seiner neuen Reise nach Auvergne ins Reine, mit Hülfe des Dieners, welcher Jean Marais' Stelle während seines Urlaubs ersetzt hatte, als plötzlich der Ehrenmann von Kammerdiener selbst in das Zimmer trat, und mit Leidwesen und Staunen ausrief:

„Ihr reist nach Auvergne, gnädiger Herr, und ich sollte nicht mit Euch gehen!"

„Ja, mein guter Jean," versetzte Francis de Langy, „ich habe wichtige Angelegenheiten zu besorgen, und konnte nicht auf Euch warten."

„Warten!" schrie Jean Marais; „ich bin in diesem Augenblick bereit, gnädiger Herr. Ihr könnt nimmermehr ohne mich nach Auvergne reisen. Ist nicht ein wirklicher, ächter, unverfälschter Kammerdiener so gut ein Theil und Stück von seines Gebieters Person und Leib als sein rechtes Bein, ohne das er nicht gehen, sondern nur humpeln kann? Ich stehe dafür, gnädiger Herr, wenn Ihr ohne mich nach Auvergne aufbrechen wolltet, Ihr kämet in zwei Minuten schon in eine Klemme, aus der Niemand als ich Euch heraushelfen könnte, und wenn Ihr mich mitnehmt, was meine ernste Meinung und Absicht ist, werdet Ihr jede Stunde des Tages Ursache haben, Euren Glückssternen zu

danken, die Euch einen Jean Marais zuführten. — In der That, was ist ein Edelmann ohne einen Kammerdiener?"

Francis de Langy lachte munter, mit einem Herzen so voll von seiner Freude, daß alles Uebrige ihm von geringer Wichtigkeit zu seyn schien; und indem er es Jean Marais und dem andern Manne überließ, unter sich es auszumachen, Wer ihn begleiten sollte, sah er die Sache bald zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt, da der Lakai eben so gern in Paris blieb, als Jean die Reise nach Auvergne mitmachte.

Ehe eine halbe Stunde verflossen war, rollte Francis de Langy's Postchaise zu dem Wagenthor von seines Vaters Hause heraus und befand sich bald auf der Straße nach Clermont. Wenn Du je nach Paris kommen solltest, Leser, wenn Du gefesselt werden solltest von seinen Lustbarkeiten, bezaubert von seinen Genüssen, geblendet von seinem anscheinenden Witz, von Philosophie und geistvoller Lebendigkeit, oder zu stark daran gekettet durch irgend ein Band des Kopfes oder des Herzens, und Du wünschest Dir beim Abschied eine Bürste, um damit jedes sehnsüchtige Gefühl aus Deiner Seele wegzubürsten, so nimm langsam Deinen Weg durch das Faubourg St. Marceau hinaus; laß den Anblick seines Kothes und Schmutzes, die Menge von anwidernden, ekelhaften Abscheulichkeiten, Deine letzten Erinnerungen an Paris seyn; und wenn Du je Dich sehnst, es wieder zu sehen, so mußt Du einen guten Magen oder ein schlechtes Gedächtniß haben. Heutzutage kann man dieß Faubourg vermeiden, auf welcher Straße man auch zu reisen hat, aber zu der Zeit, von welcher ich spreche, war es

nicht möglich, nach Moulins zu gelangen, ohne es zu passiren! und wie der Postillon langsam über das unebene und stoßende Pflaster hintrottete, glaubte Francis de Langy, die dem Auge widerlichen Schauspiele, und die ekelhaften Gerüche für die Nase würden gar kein Ende nehmen. Aber als sie über Menilmontant heraus kamen, und durch Villejuif fuhren, wo damals keine Post war, schien der Postillon nicht rascher zu fahren, und die Straße nicht minder widerwärtig zu werden. Ach, daß die Flügel des kleinen blinden Gottes, obwohl er selbst sie manchmal rasch genug gebraucht, um davon zu fliegen, seinen Jüngern niemals zu Gute kommen sollen, selbst wenn sie am begierigsten sind, weiter zu kommen! Die Postchaise ging in ihrem Schritt weiter, trotz aller Wünsche Francis de Langy's: nach einander erreichte man Fromenteau, Essonne, Ponthierry, Chailly, Fontainebleau; und so langsam reiste man zu jener Zeit, daß, bis der Wagen in Nemours einfuhr, es schon ganz finster war. Der junge Edelmann jedoch reiste weiter, bis er in Montargis ankam, bis wohin er sich aufs bündigste überzeugt hatte, daß der Versuch, während der Nacht eine bedeutende Strecke zurückzulegen, sehr wenig fruchte, und weit mehr dazu diene, seine Geduld zu erschöpfen, als seine Reise zu beschleunigen. Bei jedem der beiden Posthäuser zwischen Nemours und dem zuletzt genannten Ort mußte er eine Stunde warten, ehe die Leute im Hause geweckt und die Pferde angespannt waren; und als er in Montargis selbst ankam, schlug die Stadtglocke zwei Uhr Morgens, ob-

gleich er noch nicht achtzig (englische) Meilen von Paris entfernt war.

Am nächsten Tage ging es ebenso und am folgenden wieder; und Francis de Langy wurde es erst anders zu Muth, als er am Ende des dritten Tages in Moulins hielt, und nun nur noch ein und zwanzig Meilen von dem Aufenthaltsort seiner Geliebten entfernt war. Diese ein und zwanzig Meilen jedoch waren, wenn auch das Land nicht im eigentlichen Sinne gebirgig war, doch eine schwierige Reise. Die Straße war nicht die beste auf der Welt, die Pferde keineswegs unübertrefflich, und die Leute etwas langsam. Da Francis de Langy dieß aus Erfahrung wußte, war er schon mit Sonnenaufgang in seinem Wagen, und hätte vielleicht das Schloß Artonne noch bei Tag erreicht, hätte sich nicht der Postillon beigehen lassen, ganz wüthend über eine Wasserrinne in dem Städtchen Gannet zu fahren; ein Manöuvre, welches glücklich die Axe des Wagens zerbrach, an einem Platze, welcher der allerbequemste war, sie wieder herstellen zu lassen, nämlich gerade vor der Werkstatt eines Grobschmieds, der, wie die Leute im Städtchen bemerkten, sich immer aufs lebhafteste jeder Veränderung an der über die Straße laufenden Rinne widersetzt hatte.

Etwa fünfzig Schritte weiter war eine kleine Herberge oder Schenke, die einem Vetter des Postillons gehörte; und dorthin lenkte natürlich Francis de Langy seine Schritte, und brachte eine Stunde damit zu, sein Mittagessen einzunehmen, während die Axe ausgebessert wurde. Diese Operation

nahm wenigstens anderthalb Stunden weg, und so war die Sonne gerade untergegangen, als er Riom erreichte.

Erinnerst Du Dich noch, Leser, mit uns einen Berg hinaufgestiegen zu seyn, nicht weit von dieser Stadt, auf einem Pfad durch den Wald, der zu einer Quelle führte? Wenn dieß ist, so wirst Du Dich auch erinnern, daß hier Francis de Langy zuerst das schöne Wesen erblickte, dem er jetzt entgegen eilte, um sie zu seiner Braut zu machen. Gerade wie er jetzt am Fuß des Berges ankam, glänzte der Mond, welcher, sey es durch die Berge oder durch Wolken, etwas verdeckt gewesen war, klar und leuchtend hervor; und in demselben Augenblick hielt der Postillon seine Pferde an, und fragte, ob Monsieur den Berg zu Fuß hinauf gehen wolle. Francis willigte sehr gerne ein; und an der Oeffnung des kleinen Pfades, den er früher eingeschlagen, wandte er sich, sein Herz voll von den Erinnerungen jener ersten Begegnung, links, und genoß mit jedem Schritt die durchschauernde Freude der Wiedervergegenwärtigung jener Scene. Er lächelte beim Gedanken, wie frei und leicht seine Brust gewesen, als er zuerst diesen mäandrischen Fußpfad betreten, wie wenig er geahnt hatte, daß irgend ein Vorfall sich ereignen könne, der eine solche Verwandlung der Gefühle seines Herzens herbei führen würde; und dann dachte er an die Geliebte, und wie schön sie gewesen, als sie bewußtlos auf dem Wege vor ihm gelegen; und er rief sich den Blick in die Seele zurück, mit welchem sie sich zuerst umgesehen, als ihr die Besinnung wiederkehrte, und das erste Begegnen seiner und ihrer Augen.

Auch mochte wohl seine Erinnerung verweilten bei Allem, was sonderbar und unaufgeklärt war an den Ereignissen jenes Tages; aber sein Herz war zu voll von Liebe, als daß es lange Gedanken andrer Art Raum gegeben hätte, und er schritt weiter, träumend von Julie d'Artonne. Wie er so fort wandelte, schien ihm das Mondlicht beständige Gesellschaft zu leisten; denn obgleich der Pfad, wie schon gesagt, manche Krümmungen machte um die geschwungenen Formen des Berges herum, stand doch der glänzende Planet so hoch, daß er entweder ganz auf seinen Weg schien, oder doch seine Strahlen in zitternden Lichtgarben durch das braune Laub und die Zweige über ihm herab goß.

Als jedoch der junge Edelmann sich der kleinen Quelle näherte, hörte er einen Laut, wie wenn Jemand einen Haufen Ackergeräthe oder Werkzeuge auf den Boden geworfen hätte, worauf Stimmen in leisem, ernstem Tone sich besprachen. Er blieb plötzlich stehen, denn die gewöhnliche Arbeitsstunde war vorüber, der Landmann hatte das Feld verlassen. Der Holzhauer war in seine Hütte zurückgekehrt; und jetzt erst bemerkte Francis, daß Jean Marais ihm auf dem Fuße folgte.

„Was geht da vor, Jean?“ sagte er in flüsterndem Tone.

„Vielleicht Wilddiebe,“ antwortete der Diener; „und wenn dieß ist, thäten wir am besten, weiter zu gehen, und keine Kunde davon zu nehmen.“

„Vielleicht ja!“ versetzte Francis de Langy; und demgemäß wanderte er langsam und leise etwa zehn oder zwölf

Schritte weiter, zu einem Platze hin, wo der Pfad offner wurde und einen Raum von etwa zwanzig Schritten in der Breite, vierzig in der Länge einnahm, wo am Berge einige Bäume umgehauen worden waren, und da und dort eine Gruppe Unterholz stand, sonst aber der Boden mit langem Waldgras bedeckt ward. Linker Hand senkte sich der Berg etwas jäh; und jenseits der Lichtung erhoben sich die Bäume hoch und schlank, und dazwischen einige Sträucher und Büsche, nicht dicht genug, um den Namen Unterholz zu verdienen.

Hier blieb Francis de Langy wieder plötzlich stehen, denn er bemerkte noch ein anderes Licht außer dem des Mondes; und die Personen, von welchen die Stimmen herrührten, waren zum Theil in geringer Entfernung sichtbar. Sie waren gerade unter dem Pfad in einer Gruppe versammelt, und betrugen etwa zwölf bis vierzehn an der Zahl. Da sie in verschiedenem Abstande, den Berg hinabwärts, standen, sah man von den Einen die Köpfe und Schultern, von Andern die Köpfe und von Einem oder Zweien beinahe die ganze Gestalt. Das Letztere war der Fall bei einem großen Mann, gekleidet in der Tracht der Maréchaussée, welcher eine Fackel in der Hand hielt, das brennende Ende ziemlich tief gesenkt. Noch eine Fackel, oder mehrere, schienen unten zu seyn, nach dem rothen Licht und dem Rauch zu schließen, welcher aufstieg, und die reinen, kalten Strahlen des Mondes in einen düstern, unheimlichen Nebel hüllte.

Nachdem Francis de Langy einen Augenblick hingeschaut, glaubte er mehr als Eine der Personen vor ihm zu erkennen; und jedenfalls war seine Neugier zu sehr rege

geworden, als daß sie ihm gestattet hätte, weiter zu gehen, ohne sich vergewissert zu haben, was die Leute machten. Ohne sich irgend Mühe zu geben, versteckt zu bleiben, mit ruhigem Schritte, ging er daher durch das Gras der Stelle zu, wo die Gruppe versammelt war, und Jean Marais folgte ihm. Ihr Herankommen erregte wenig Aufmerksamkeit; Einer der Männer drehte den Kopf herum, schaute sie obenhin an, und richtete dann wieder wie früher seinen steten und festen Blick auf das Vornehmen eines andern Mannes, der mit Hacke und Schaufel zu graben anfing, beim Licht der Fackeln, die man über ihm hielt.

Was sie suchten, konnten die zwei neuen Ankömmlinge nicht errathen; aber so Viel war jetzt klar, daß nicht nur das Geschäft ein wichtiges war, sondern daß auch Francis de Langy sich nicht geirrt, als er Einige der Versammelten zu kennen glaubte. Dicht neben der Person, welche grub, stand der Intendant, die Arme über der Brust gekreuzt, und einen rothen Roquelaure über die Schultern geworfen, um ihn vor der Nachtluft zu schützen. Er sah zu mit dem gewöhnlichen ruhigen, kalten undurchdringlichen Ausdruck seines Gesichts, fest, aber nicht ängstlich, wie man etwa einem Vorgang zusehen mag, der blos Neugier erregt. Francis de Langy etwas näher, aber den Rücken ihm zugekehrt, stand der Graf d'Artonne. Aus seiner Stellung und Haltung war deutlich zu sehen, daß er dem Vornehmen mit lebhaftem Interesse zusah, obgleich man sein Gesicht nicht sah. Ein paar seiner Diener waren auch da, so wie der Präfekt der benachbarten Stadt, auf welchen Francis de Langy

während seines frühern Besuchs in Auvergne aufmerksam gemacht worden war. Die übrige Gesellschaft bestand aus zwei oder drei Arbeitern und einigen Dienern und Offizianten des Intendanten, nebst einigen Polizeiagenten und nicht weniger als vier Dienern in der Livrée der Madame de Bausse. Ganz vorn stand der große Hund, dessen wir erwähnt, als Begleiters dieser Dame bei ihrem Besuch im Hause des Intendanten, und er stand da, Ohren und Schweif hängen lassend, das Maul halb offen und mit heraushängender Zunge, und beobachtete die Operation des Grabens, und jeden Augenblick rannte er vor und suchte durch lebhaftes Kratzen mit seinen Pfoten den dabei beschäftigten Männern zu helfen.

Es war eine ganz seltsame und feierliche Scene. Alle schwiegen jetzt, und die einzigen die Stille unterbrechenden Laute waren die Hiebe mit dem Karst, und hin und wieder ein Geheul des Hundes. Die Gefühle Francis de Langy's waren keineswegs angenehmer Art, ein schauriger Frost schien sich über alle seine glänzenden Erwartungen zu legen; schwankende, unheimliche Bilder stiegen vor seiner Phantasie auf, und verknüpften die Gegenwart mit mancherlei Begebenheiten der Vergangenheit. Er erinnerte sich, daß dicht neben diesem Platz er Julien d'Artonne in bewußtlosem Zustand gefunden; er erinnerte sich an das plötzliche, unerklärliche Verschwinden des Monsieur de Bausse; und, er wußte selbst nicht warum, sein Geist war geneigt, diese Ereignisse mit dem, was jetzt vorging, in Verbindung zu setzen, und zwar in peinlicher Weise. Auch er blieb stehen

und sah den Arbeitern zu mit einem Gefühl unheimlicher, banger Beklemmung, wie man eine dunkle Wetterwolke beobachtet, die sich jeden Augenblick zu entladen droht. Inzwischen arbeiteten die Männer immer fort, warfen eine Schaufel voll Erde um die andere hinaus, bis endlich die Haue auf den Fels stieß, ohne daß sie Etwas entdeckten.

„Grabt einmal in dieser Richtung," sagte der Intendant; „Ihr habt zu weit gegen den Berg hin angefangen. Laßt den Hund Euren Führer seyn."

„Wir werden auf Wasser stoßen, Monseigneur," versetzte Einer der Männer; „der Bach von der Quelle fließt hier unten."

„Thut, wie ich Euch befohlen habe," versetzte der Intendant, und die Arbeiter fuhren in ihrer Arbeit fort, indem sie von der Stelle, wo sie gegraben hatten, zwei oder drei Fuß weiter rechts sich entfernten.

Die ersten Schaufeln voll Erde, welche sie hier wegschaufelten, waren eine dunkle Erdart, gemischt mit einigen vulkanischen Steinen, sehr locker, und leicht aufzuwühlen. Dann kamen sie auf Laub, das dicht zusammengestampft war, und feucht von dem Wasser des Baches, welches durchsickernd unter der Oberfläche des Bodens vom Becken der Quelle oben, sich mit dem Bach weiter unten vereinigte. Zwei Schaufeln voll waren heraus geworfen, als der Intendant plötzlich rief:

„Halt! auf was seyd Ihr jetzt gestoßen?"

„Auf Nichts, glaub' ich, als auf das zusammengedrängte Laub, Monseigneur," antwortete der Mann.

Monsieur d'Artonne trat etwas vor und sagte — nicht ohne große Anstrengung, wie es Francis de Langy bedünkte — „Scharrt lieber die Blätter sachte weg; sie müssen hieher gelegt worden seyn, da die Erde darüber liegt.“

Seine Stimme war leise und hohl; und wie er sprach, riß der Hund, welchen Einer der Diener beim Halsband gepackt hatte, los, und scharrte das Laub mit seinen Füßen weg.

Den nächsten Augenblick ward ein Kleidungsstück, wie es schien der Ermel von einem Mannesrock, sichtbar, und der Intendant rief aus: „Die Fackeln her! die Fackeln her! — Da ist der Leichnam! — Führt den Hund weg, entfernt sachte die Erde und das Laub! Laßt uns genau sehen, wie er liegt!“

Rasch und schweigend fuhren die Männer in ihrer Arbeit fort, warfen die Erde und das feuchte Laub zu beiden Seiten hinaus, und in weniger als einer Minute gelangten sie zu dem Griff eines Schwertes; Einer von ihnen bückte sich, um es hervorzuziehen unter der Masse, welche die Waffe bedeckte, aber der Intendant hinderte ihn daran und rief plötzlich: „Berührt es nicht! entfernt die Erde darum her, mit dem Spaten; es ist nöthig, daß man sehe, ob es gezogen ist oder nicht.“

Es erforderte sehr wenig Arbeit, um diesen Umstand ins Klare zu setzen; das Schwert war aus der Scheide gezogen und ganz rostig, und schien nur so hinein geworfen worden zu seyn, nachdem der Leichnam in sein ungeweihtes Grab gelegt worden war. Als Alles weggeräumt war,

nahm es der Intendant aus den Händen des Arbeiters und besichtigte es genau beim Licht der Fackeln, während Alle ringsumher ihn und die Waffe in tiefem Schweigen und mit gerunzelter Stirne anstarrten.

„Fahrt fort!“ sagte der Intendant, und die Arbeit begann wieder.

Nach etwa drei weiteren Minuten wurde ein ganzer menschlicher Leichnam dem Auge sichtbar; aber der kleine Bach, der durch das Laub durchsickerte, bildete um den Leichnam herum mit der aufgewühlten Erde einen kothigen Sumpf, welcher gar Nichts sehen ließ, als daß er auf der Seite lag, das Gesicht dem Berge zu gekehrt.

Der Leichnam ward jedoch mit leichter Mühe heraus gehoben, und nachdem man ihn auf den Grasboden gelegt, ward ihm mit einer Fackel in das Gesicht geleuchtet. Zur Ueberraschung Aller war nicht die mindeste Spur von Verwesung sichtbar. Es schien, als habe das Wasser, sey es vermöge einer besondern Eigenthümlichkeit seiner Bestandtheile, oder vermöge der Kälte seiner Temperatur, den Leichnam ganz gegen Fäulniß geschützt, daß die Züge so unverletzt waren, wie in dem Augenblick, wo der Tod sein Siegel darauf gedrückt hatte. Es waren die Züge eines jungen und ziemlich hübschen Mannes, wohl geformt, obgleich nicht sonderlich einnehmend. Das Gesicht schien sogar noch einen gewissen Ausdruck bewahrt zu haben: vermuthlich war es eher derjenige, den es gerade im Augenblick des Todes an sich hatte, als der ihm sonst gewöhnliche. Die Stirne war gerunzelt, die Zähne über einander gebissen

und die Mundwinkel herab gezogen. An der rechten Hand war ein Handschuh, an der linken keiner, aber man fand einen unter dem Leichnam. Die Kleider waren prächtig und kostbar; Ringe waren an den Fingern, und eine Uhrkette war sichtbar mit verschiedenen großen Siegeln. Ein Hut fand sich nicht; und die Scheide des Degens war unter ihm zusammen gerollt und etwas zerbrochen.

„Erkennt Jemand von Euch den Mann?“ fragte der Intendant.

„Ich!“ versetzte sofort der Graf d'Artonne; „der Todte war der Marquis de Bausse.“

„Ich auch, ich auch!“ schrieen Mehrere von den Anwesenden.

„Nun, so laßt uns jetzt sehen, auf welche Art er den Tod gefunden haben mag,“ fuhr der Intendant fort; „so viel ich sehe, ist nirgends eine Spur von Blut an ihm.“

„Es muß vom Wasser weggewaschen worden seyn,“ bemerkte ein Andrer.

„Macht seinen Rock auf,“ sagte der Intendant; und als dieß geschah, entdeckte man mitten in der Brust eine kleine, runde Wunde, kaum groß genug, um die Spitze eines Mannsfingers einzulassen; aber davon ausstrahlend, wie ein Mondregenbogen sah man eiuen dunkelblauen und gelben, gequetschten Kreis.

„Nun,“ sagte der Intendant, nachdem Alle schweigend ein paar Augenblicke darauf hingestarrt hatten, „zwei Umstände sind unzweifelhaft. Dieß ist der Leichnam von Monsieur de Bausse, den wir endlich aufgefunden haben; und:

er ist eines gewaltsamen Todes gestorben. Monsieur d'Artonne, ich muß Euch beauftragen, diese Kunde mit so viel zarter Schonung als möglich der Madame de Bausse mitzutheilen, denn ich selbst beabsichtige unverzüglich nach Riom mich zu begeben und den Leichnam mit mir zu nehmen. Ich hoffe auch, mein theurer Freund, Ihr werdet mir morgen Euern Beistand leihen bei den Nachforschungen, welche ich nothwendig anstellen muß, um den Thäter dieses Verbrechens zu entdecken."

„Ganz gewiß!" versetzte Monsieur d'Artonne; „um welche Zeit soll ich mich morgen bei Euch einfinden?"

„Um zehn Uhr," antwortete der Intendant, „wenn Ihr es bequem so einrichten könnt;" und sie wechselten noch einige weitere Worte ohne Belang über die Maßregeln für den folgenden Tag, und die Art und Weise, den Leichnam nach Riom zu bringen.

Aber Francis de Langy wartete dieß nicht mehr aus. Es war ihm düster und schwer zu Muth; ein tieferer Eindruck — er wußte selbst nicht wie und warum? — hatte seine Seele getroffen, als der bloße Anblick des Leichnams hätte verursachen können; und sich wegwendend, schlug er wieder den Pfad nach der Heerstraße ein, ohne mit irgend Jemand ein Wort zu sprechen. Ganz vertieft in die vorliegenden Sachen, nahm Niemand von seinem Weggehen Kunde, so wenig als von seinem Kommen; und als er sich in den Wagen warf, bedeckte er sich die Augen mit den Händen; aber es dauerte lange, bis er seine Gedanken von

der peinlichen Richtung abziehen konnte, in welche sie gelenkt worden waren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In diesem Kapitel, Leser, wollen wir mit den Flügeln des Windes zu fliegen suchen; obwohl wir vielleicht lieber sagen sollten, mit den Flügeln des Schmetterlings. Aber es ist in diesem Kapitel die Rede von jugendlicher Liebe, welche immer lebhaft und hastig ist und wie ein Blitz dahinfährt; und der Schmetterling ist das Bild des ruhigen Glückes, wie er in seinem Blumengarten sich tummelt, und halbgesättigt vom schwelgerischen Genuß, von Süßigkeit zu Süßigkeit flattert, ehe er jede recht gekostet hat.

Die Begrüßung von Francis de Langy und Julie d'Artonne, ihrem Vater und ihrer Mutter, in der Nacht, von welcher wir schon gesprochen, war einigermaßen durch Trübsinn gedämpft und verdüstert. Die Scene, wovon er Zeuge gewesen, hatte einen Schatten auf das Gemüth des Erstern geworfen, und noch viel mehr über den Geist des Monsieur d'Artonne, und vermuthend, der Graf wünsche wohl mit seiner Familie vertraulich sich zu besprechen, begab sich Francis bald nach seiner Ankunft in das Zimmer des Abbé Arnoux, den er sehr langsam in der Besserung vorgeschritten fand. Der gute alte Mann war jedoch ganz zufrieden mit diesem Fortschritte; er war an den beiden letzten Tagen je

eine Stunde auf gewesen, und er dankte Gott mit der demüthigen Dankbarkeit eines ernst gesinnten und frommen Herzens für die ihm gewordene Erleichterung.

Der nächste Morgen ging strahlender auf; die Eindrücke der vorigen Nacht waren in der Seele des jungen Liebenden gemildert, und als er hinunter kam, traf er auch Monsieur d'Artonne mit einem heiterern Angesicht. Während er am Fuß der Treppe mit ihm sprach, brachte ein Diener einen Brief von dem Intendanten, und beim Durchlesen desselben flog ein zufriedenes Lächeln um den Mund des Grafen. Francis de Langy erachtete den Augenblick günstig für seine Bewerbung; und sofort übergab er einen Brief, den ihm sein Vater mitgegeben hatte, worin er förmlich um die Hand der jungen Erbin von Artonne für den Erben des Hauses Langy bat. Der Graf las ihn mit ernster Miene und versetzte dann bloß: „Wenn Ihr in den Salon gehen wollt, will ich Euch in einer Minute dort treffen."

Ein Schatten augenblicklicher Besorgniß kam über das Herz Francis de Langy's. Umsonst rief er sich die Worte Monsieur de St. Medard's und die darin enthaltenen Versicherungen ins Gedächtniß zurück; er liebte zu stark, als daß er hätte zuversichtlich seyn können, und blieb in ängstlichem Zweifel, bis er draußen Schritte hörte, und der Graf selbst eintrat, Julien an der Hand führend. Ihr Angesicht war wie eine Rose am Morgen, ganz Erröthen und Thränen; aber es waren Thränen des Glückes, den Thautropfen des Sommermorgens ähnlich; und als Francis ihr entgegen

eilte, gab sie ihm ihre beiden Hände; und er drückte sie an seine Brust als seine Braut.

Im nächsten Augenblick gesellte sich zu ihnen auch die Gräfin d'Artonne, welche mit einer, von der kalten und förmlichen Art jener Tage sehr abweichenden Wärme und Lebhaftigkeit ihre Freude darüber ausdrückte, ihre Tochter verbunden zu sehen mit dem Adoptivsohn eines Mannes, der ihres Gatten und ihr eigener ältester und liebster Freund gewesen. Einige Minuten wonnevoller Verwirrung folgten, während welcher weder Francis noch Julie recht wußten, was sie selbst oder was Andere sagten; und dann kamen ruhigere Erwägungen an die Reihe, wann die Verbindung statthaben solle. Ein nachdenkliches und ernstes Lächeln, aber doch voll ruhiger und zufriedener Erwartung und Zuversicht zeigte sich in dem Gesicht des Grafen und der Gräfin von Artonne, als sie bedachten, wie jung, wie so gar jung die beiden Liebenden noch waren. Die einzige Schwierigkeit in der That, welche Beide empfanden, bestand darin, Francis de Langy begreiflich zu machen, daß noch eine ansehnliche Frist verfließen müßte, ehe er Juliens Hand bekommen könne. Dieß jedoch ward leichter ins Reine gebracht, als Monsieur d'Artonne erwartet hatte, denn Francis war selbst schon auf eben dieß Ergebniß gekommen; so daß er nicht ein Wort des Widerspruchs dagegen vorbrachte, und die Sache schwankend und unbestimmt gelassen wurde.

„Ich muß unmittelbar nach dem Frühstück mich nach Riom begeben,“ sagte Monsieur d'Artonne, als sie sich zusammen an den Tisch setzten; „aber ich will Euch nicht mit

mir nehmen, Francis, in einem verdrießlichen und etwas trübseligen Geschäft. Ich habe Euch und Julien einen andern Auftrag zu ertheilen, besser passend für Eure Jahre und für Eure Gefühle. Erinnert Ihr Euch noch des Mannes, der wegen Wilddieberei im Gefängniß saß — Antoine Bure? Er wurde in Freiheit gesetzt; aber es zeigt sich, daß noch andere Anklagen derselben Art gegen ihn vorlagen, welche zur Folge gehabt haben, daß er die letzten vierzehn Tage in den Bergen umherschweifend sich von seiner Heimath entfernt gehalten hat. Nun habe ich, mit einiger Schwierigkeit zwar, eine Ordre ausgewirkt, die mich zum surseoir ermächtigt, was, wie Ihr wißt, so viel heißt, als begnadigen; und Ihr Beide, wenn Ihr Lust habt, mögt diese Nachricht in seines Vaters Haus bringen. Weißt Du seine Wohnung, Julie?"

„O ja!" antwortete Julie; „ich kann sie wohl finden; sie ist links, über Bourasole, in den Bergen. Ich war nie dort; aber ich habe Einiges gehört von den Hugenotten, und daß Ihr den Leuten zürntet, weil sie unfreundlich gegen sie waren."

Die Sache ward bald und leicht ins Reine gebracht. Francis machte sich verantwortlich dafür, daß sie leicht das Haus auffinden würden, denn er hätte nicht um eine Goldgrube in Peru den zugesagten Ausflug aufgeben mögen. Mit Julien allein zu seyn; von Liebe zu sprechen mit ihr, die der Gegenstand derselben; vom Himmel, von der Luft, den Wolken, dem Sonnenschein und den Bergen des lachenden Limagne Bilder zu entlehnen, um all die süßen Ge=

fühle seines Herzens auszudrücken; die schwellende Wonne seiner Brust auszuathmen unter dem freien Baldachin des Himmels — das war eine Seligkeit, wie sie der Mensch nur in jenen wenigen, so süßen und flüchtigen Jahren des Lebens zu kosten vermag, wo alle Blumen des Herzens in der Blüthe stehen, ehe sie niedergetreten oder gepflückt werden, oder ihre Blätter im Sommer abwerfen. Oh! wie sie dahin schwinden, diese frühen Jahre! und, wenn die Freude selbst nur ein Punkt ist in dem gewaltigen leeren Raume der Zeit, wie klein ist erst der Punkt, wo die Freude rein und unbefleckt ist, und ohne den Zusatz Einer bittern Empfindung!

Monsieur d'Artonne brach bald auf nach Riom; und Francis de Langy und seine holde Gesellschafterin zögerten nicht lange, den Gang ins Gebirge anzutreten. Eine kleine Dämpfung erlitt allerdings ihre gehoffte Freude dadurch, daß Madame d'Artonne darauf bestand, ihnen auf dem Rückweg Pferde entgegen zu schicken, damit Julie nicht ermüdet würde. Julie fühlte, daß sie unter solchen Verhältnissen ohne Erschöpfung doppelt so weit hätte gehen können; aber ein gewisses Etwas hielt sie ab, dieß auszusprechen, und Francis de Langy wollte sich einer Vorkehrung nicht widersetzen, die auf ihre Bequemlichkeit berechnet war.

So traten sie denn allein, etwa um zehn Uhr Morgens, ihre Wanderung an; und durch den das Schloß umgebenden Park gelangten sie am Ausgang desselben auf einen kleinen Reitweg, von Wallnußbäumen beschattet, welcher damals von Riom nach Portefaix führte. Hier begegneten sie einer

Anzahl von Bauerweibern, die in Riom einzukaufen oder zu verkaufen gingen: und da sie sich selbst Gesellschaft genug waren und keine andre wünschten, schlugen sie einen Fußpfad ein, welcher um den Fuß eines der Berge zwischen Riom und Clermont, Chanturgue genannt, herum führte. Sie waren jetzt einsam genug; die Weingärten blieben bald hinter ihnen zurück; ebenso schritten sie an Obstgärten voll herrlicher Früchte vorbei; und dann kamen große Wiesen und Triften, welche sich vom Fuße des Berges bis an das Ufer eines kleinen Baches erstreckten, der dahin rauschte und oberhalb Riom in die Ambene mündete. Wie sie zu wandern, wurde die Landschaft noch wilder; große Massen vulkanischer Steine ragten empor aus dem grünen Rasen, wenige Häuser nur, und diese weit auseinander liegend, waren zu sehen; Dörfer und Weiler durfte man nicht mehr suchen; die Hütte des Schäfers, der einsame Pächterhof waren die einzigen Spuren von menschlichen Behausungen, außer wo ein Kreuz auf der Höhe eines Felsriffes oder an der geneigten Seite des Berges entweder anzeigte, wo ein Unglück geschehen, oder den des Weges kommenden Wanderer aufforderte, dem Gott aller Menschen sein Gebet darzubringen, oder Trost und Hoffnung im Sturm und Wetter denen einsprach, welche sich vielleicht beinahe schon der Verzweiflung überlassen wollten.

Julie und Francis eilten nicht sehr auf ihrem Wege. Beinahe hätte man auf sie die Zeilen des Dichters anwenden mögen:

„Langsam durch Matten ziehn sie manche Meile,
Bach, Bühl, Rain, Steig — hemmt Alles ihre Eile.“

Freilich ganz so war es bei ihnen nicht; denn natürlich hatte der höhere Charakter ihrer Bildung und Gemüthsart auch einen höhern Schwung ihrer Neigung zur Folge, wie er sich bei Phöbe Dawson und ihrem Geliebten nicht fand. Sie waren voll tiefer Empfindungen und Gedanken, und voll lebhafter Neigung, aber rein und hochsinnig; und auch die Liebe hatte bei Beiden den Charakter der jugendlichen Schüchternheit. Aber doch zogen sie ihre Wanderung so sehr als möglich in die Länge, standen still und rasteten, und sprachen von künftigem Glücke, bis die Schatten, welche auf die andre Seite zu fallen anfingen, sie erinnerten, wie sehr sie gezögert hatten, und sie rascher vorwärts trieben.

Endlich, mitten in dem wildesten Theile der Landschaft zeigten sich einige Strecken gut bebautes Kornfeld, eine Anzahl junger Bäume, in geschützter Lage gepflanzt, und eine niedere Hütte, nebst einigen kleinen Nebengebäuden, dicht am Rand eines kleinen Seees liegend, wenn man es einen See nennen darf, aus welchem das Flüßchen her kam, welches das von ihnen durchwanderte Thal durchfloß. Die Ausdehnung des Wassers betrug schwerlich mehr als vier, höchstens fünf Acres, aber es war klar, rein, und vollkommen ruhig in dem Augenblick, wo Francis und Julie sich ihm näherten, so daß die umliegenden Berge, und die darüber ziehenden Wolken und das kleine Häuschen daneben sich scharf und deutlich auf seiner Fläche abspiegelten. Als sie am Saume desselben stehen blieben, um in die Tiefe des

flüssigen Spiegels hinunter zu schauen, in welchem die Berge ihre eigene Schönheit und Größe zu betrachten schienen, sahen sie die Gestalt einer alten Frau, allem Anschein nach von vorgerückten Jahren, aus der Hütte kommen und ernst nach ihnen blicken.

Francis de Langy sah es, nahm es aber nicht sonderlich in Acht, und hätte gern noch einen Augenblick hier verweilt, an Juliens Seite köstliche Träume träumend. Die Liebe ist im Herzen eines Mannes immer selbstsüchtiger als beim Weibe; und obgleich auch Julie gern noch an seiner Seite dort verweilt hätte, drückte sie doch, so bald sie bemerkte, wie die alte Frau nach ihnen blickte, Francis' Arm leise mit ihrer Hand und sagte: „Gewiß ist es seine Mutter, die in Angst ist um den Sohn. Kommt, Francis, laßt uns nicht zögern, ihnen allen Trost zu gewähren, der in unsrer Macht ist."

So schritten sie unverzüglich weiter, und den kleinen Pfad um den Teich verfolgend, erreichten sie bald die Thüre der Hütte, wo die alte Frau stand, sauber und zierlich gekleidet, mit einem verwitterten aber sanften Gesicht, welches einige Verwunderung aussprach, daß sie zwei junge Leute, unverkennbar von hohem Stand, der Schwelle einer abgelegenen, ärmlichen Behausung zu wandern sah. Sie sprach zuerst und redete sie in höflichem und ruhigem Tone an, ganz und gar nicht in dem Patois von Auvergne, obwohl mit einem Anstrich des Accents von Languedoc.

„Wollt Ihr eintreten und ausruhen, Mademoiselle," sagte sie, „und einen Trunk Milch nehmen?"

„Wir sind gekommen, Euch zu besuchen, meine gute Mutter;“ antwortete Julie, „und so will ich eintreten und eine Minute mich setzen. Ist Euer Mann zu Hause?“

„Er ist eben jetzt hinter der Hütte beschäftigt, einen neuen Küheschuppen einzurichten,“ versetzte die Alte. „Ich will ihn in der Minute rufen. Vater! Vater! Antoine Bure! — Da ist ein junges Fräulein und ein junger Herr, die Dich sprechen wollen!“ und während Julie mit Francis eintrat, und sich auf einen niedern Sessel an den saubern weißen Tisch setzte, kam ein ältlicher Mann, genau das Gegenstück zu der guten Alten, herein, der seine grobe, kurze Jacke über einem Hemd so weiß wie Schnee, trug. Seine Züge waren etwas rauher, und der Ausdruck im Ganzen strenger, als bei seinem Weibe; aber doch war es ein angenehmes, ansprechendes Gesicht, ernst und fest, aber doch wohlwollend. In Juliens Augen hatte es gleich von Anfang an etwas Einnehmendes, obgleich sie nicht ahnte, welches Entzücken ihr dereinst der Anblick dieses Gesichts bereiten sollte.

„Ich bin die Tochter des Grafen d'Artonne,“ sagte sie, als der alte Mann sich bückte, und zu erwarten schien, daß sie zuerst spreche, „ich bin die Tochter des Grafen d'Artonne, und komme auf sein Verlangen zu Euch.“

„Oh! ich kenne Euch recht gut, Mademoiselle,“ versetzte der Pächter, „und was den guten Grafen betrifft, so hat er Alles, was er kann, für uns gethan, indem er seine Anklage gegen unsern armen, wilden Jungen zurück nahm. Er kann nicht machen, daß andre Leute Dasselbe thun, das

weiß ich; obwohl ich dächte, die andern kleinen Edelleute, wie Monsieur d'Argental und Montvert, könnten es wohl auch thun, wenn ein solcher Herr ihnen das Beispiel gibt."

„Oh, ja!" versetzte Julie, „mein Vater hat Mehr für Euren Sohn gethan; er hat eine Ordre von Paris ausgewirkt, daß ihm nachgesehen werden solle; so daß er in keiner Gefahr mehr ist, und zu Euch zurückkehren kann, wenn er will. Hier ist die Urkunde vom Greffier."

Der alte Mann ergriff die Hand des Fräuleins mit einer plötzlichen Aufwallung von Freude und Genugthuung und küßte sie mit Wärme. Dann nahm er das Papier, überlief es mit dem Auge, und händigte es seinem Weibe ein. Aber sie konnte es vor Thränen kaum lesen. Es ist ein seltener Fall in England, daß ein Mann von den untern oder auch von den mittlern Klassen einer plötzlichen Aufwallung von Freude oder Dankbarkeit so leicht Worte zu geben vermag; in Frankreich ist es eine Seltenheit, daß Einer nicht in einem solchen Fall etwas Passendes und Gefälliges zu sagen wüßte.

„Der Graf ist sehr gütig, Mademoiselle," rief der alte Mann, „der Graf ist in der That sehr gütig, daß er uns diese Kunde schickt, und er hat seiner Güte einen doppelten Werth gegeben durch die Hand der Ueberbringerin. — Ich bin ihm sehr dankbar, Mademoiselle, und obgleich ich nur ein armer Bauer bin, ist es doch nicht unmöglich, ja, ich halte es für sehr möglich, daß ich über kurz oder lang Gelegenheit finden werde, ihm durch einen Gegendienst zu vergelten."

„Ob! er verlangt keine Vergeltung," versetzte Julie; „er freut sich jederzeit, alles Gute, das in seiner Macht steht, zu thun, ohne an eine Belohnung zu denken."

„Ha, Mademoiselle," antwortete der gute Pächter in nachdenklichem Tone, „als ich ein Kind war, pflegte mir meine Mutter eine Geschichte zu erzählen von einem Löwen, der sich in einem Netze fing, und von einer Maus, die ihn befreite. Ich denke Ihr kennt sie auch, denn die meisten Mütter erzählen sie ihren Kindern —"

Julie lächelte und winkte mit ihrem schönen Haupt, anzudeuten, daß sie wisse, worauf er anspiele.

„Nun gut," fuhr der hugenottische Bauer fort, „ich kann vielleicht noch einmal die Maus seyn, Mademoiselle. Gott weiß, ob und wie, aber ich glaube es. Und Wer ist der junge Edelmann? Der Graf hat keinen Sohn, so viel ich weiß."

„Nein," versetzte Francis de Langy; „ich bin nur ein Freund, aber ein Freund, der ihn beinahe so innig liebt, wie ein eigener Sohn."

„Ah, und Ihr werdet über kurz oder lang auch sein Sohn werden," rief die Alte lachend. „Ich sehe recht gut, wie Alles ist. Nein, ich will Euch nicht erröthen machen, Mademoiselle. Glücklich diejenigen, die den Mann bekommen, den sie lieben. Wenn es ein Segen ist in heitern Tagen, was ist es erst in Zeiten, wo der Himmel umwölkt ist, oder der Sturm naht? Aber Gott schütze Euch Beide, sage ich!"

„Ja, Gott schütze Euch Beide!" rief der alte Mann;

„und Er wird Euch auch schützen, denn ich habe jederzeit gesehen, daß solchen Handlungen, wie Ihr heute geübt, der Segen folgt.“

Noch dauerte eine Zeitlang das Gespräch in derselben Weise fort, und nachdem sie etwa eine Viertelstunde in dem Häuschen verweilt, lenkten Francis de Langy und seine schöne Begleiterin ihre Schritte wieder heimwärts, und eine höhere Zufriedenheit durchstrahlte ihre Seelen auf ihrem Wege; denn das menschliche Herz, bei all seiner Verdorbenheit, findet seine Freude daran, Zeuge zu seyn vom Glück Anderer und es zu fördern; — wenigstens, so lange noch nicht die Bemühungen des großen Versuchers, der unsere Pfade in der Welt beständig gefährdet, den Erfolg gehabt haben, daß sie die Gefühle, welche Gott unserer Brust zu unserem Besten eingepflanzt hat, zu seinen schlimmen Absichten und Zwecken verkehrt haben. So kehrten sie denn freudig heim, Friede und Genüge in ihren Herzen, und Freude über das Glück, das sie Andern gebracht hatten. Die Pferde kamen ihnen nicht weit von dem kleinen See entgegen: und als sie das Schloß erreichten, erfuhren sie, daß der Graf schon von Riom zurückgekommen. Er war ruhig und sogar heiter. Madame d'Artonne schien ihre Freude zu haben an dem Anblick ihrer gegenseitigen Liebe; und der Tag, welcher heiter begonnen, neigte sich ohne eine Wolke zum Ende.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie es gewöhnlich der Fall ist in allen wahrhaftigen Erzählungen von der Zeit des Tom Jones herab, bis auf den gegenwärtigen Tag, so ist auch in diesem Buche der Leser genöthigt, vorwärts und rückwärts zu gehen, von einer Scene zur andern, von einem Ort zum andern, um Nichts zu verlieren von dem, was vorgeht und auf die Geschichte derer, an welchen er Antheil nimmt, Einfluß übt. Der Grund hievon, geneigter Leser, ist der, daß das Schicksal allgegenwärtig wirkend ist, und der Mensch das Gegentheil. Das Schicksal wirkt überall zugleich; jedes Individuum ist der Mittelpunkt der Umstände und Verhältnisse, die es von allen Seiten her angreifen; so daß, wenn wir die Ursachen sehen möchten, welche irgend einer bestimmten Person Schicksal bestimmen, wir weit und breit zu wandern haben, und dann doch noch nicht die Hälfte davon auffinden.

Um drei Uhr etwa, an dem Tag, an welchem Francis de Langy nach Auvergne abreiste, saß der Marquis, sein Vater, in einem kleinen Zimmer, mit Büchern versehen und mit Papieren fast überhäuft. Hier machte er gewöhnlich seine Geschäfte mit seinem Intendanten oder Verwalter ab, und in dem Zeitpunkt, wovon wir sprechen, hatte ihn dieser Ehrenmann erst kurz verlassen. Der Marquis, seit Jahren gewohnt, in seinem Sohn den Einen großen Gegenstand seiner Gedanken und Gefühle zu erblicken, fühlte sich jetzt

etwas einsam bei der Abwesenheit dessen, welcher die durch den Tod Viktor de Langy's in seinen Gefühlen entstandene Lücke ausgefüllt hatte, und so schickte er nach der Marquise und hatte die Absicht, die unbeschäftigten Augenblicke durch Besprechungen mit ihr auszufüllen über die verschiedenen Anordnungen, die sie für die Zukunft zu treffen hatten.

Ihr folgte nun ins Zimmer ein Diener, der einen Augenblick schweigend stehen blieb, während die Marquise mit ihrem Gatten sprach; aber ihre ersten Worte waren eine Frage, auf welche der Mann allein Aufschluß geben konnte.

„Wer ist der hübsche, gut aussehende Jüngling?“ fragte sie, „der draußen auf Euch zu warten scheint?“

„Es ist ein junger Herr, Madame,“ sagte der Lakai, „welcher einen Brief an den gnädigen Herrn gebracht hat, den er an Niemand, als an ihn selbst abgeben will; auch will er seinen Namen nicht nennen, und er gab eine sonderbare Antwort, als ich ihn darum fragte, und sagte: „Ihr würdet ihn wohl kennen und doch gar nicht kennen.“

„Laßt ihn eintreten,“ versetzte der Marquis; „er muß das Räthsel selbst erklären.“

Der Diener ging hinaus und führte im nächsten Augenblick einen sehr hübschen und anmuthigen Jüngling herein, ungefähr von der Größe Francis de Langy's, aber nicht so stark und kräftig gebaut. Seine Gesichtsfarbe war bedeutend heller, seine Augen einander näher stehend und der Ausdruck seines Gesichts intelligent und lebhaft, aber nicht sehr offen und freimüthig. Er war gut, aber nicht kostbar gekleidet, und sein Rock hatte einigermaßen den Schnitt, wie

ihn die Studierenden der Theologie zu haben pflegten, so lange sie noch nicht den ersten Grad in ihrem Beruf erlangt haben. Er schaute einen Augenblick dem Marquis mit einem sonderbaren, eigenthümlichen Ausdruck ins Gesicht; es schien der Ausdruck der Verwunderung und der Liebe zu seyn, und dann wandte er wieder mit demselben auffallenden Blick sein Auge auf die Marquise.

„Nun, mein Freund," sagte Monsieur de Langy, etwas überrascht, „darf ich fragen, was Euer Anliegen ist? Bitte, setzt Euch."

Aber der junge Mann nahm den Stuhl nicht an, welchen der Diener ihm hingesetzt hatte, trat auf den Marquis zu und händigte ihm einen zusammengelegten, gesiegelten Brief ein.

Monsieur de Langy betrachtete ruhig die Adresse, erbrach dann das Siegel und las sofort dessen Inhalt. In einem Augenblick jedoch verließ der Ausdruck sorgloser Neugier sein Angesicht. Er wurde blaß, seine Augen starrten auf das Papier; er warf einen hastigen Blick auf den Jüngling vor ihm, starrte dann wieder auf den Brief, und sah dann ängstlich nach der Marquise. Mittlerweile war auch der junge Mann sichtlich unruhig, die Farbe war aus seinem Gesicht entflohen, er zitterte heftig; und die Marquise, erstaunt über die Gemüthsbewegung ihres Gatten und seines Besuchs, trat auf den Erstern zu und rief: „Was ist es denn, Viktor? Verhehle mir Nichts!"

„Lies, lies!" schrie der Marquis, ihr den Brief über-

gebend, und Madame de Langy nahm das Papier und las wie folgt:

„Ferme Godard im September 17——.

Gnädiger Herr!

„Mit Schaam und Kummer wende ich mich an Euch, und hoffe Eure Verzeihung zu erlangen nur durch ein volles Geständniß des Unrechts, an welchem ich Theil genommen habe, obwohl ich selbst nicht ursprünglich den Plan gefaßt oder ausgeführt habe. Von der Zeit an, wo die gnädige Frau Marquise de Langy ihren jüngern Sohn der Sorge und Pflege der Marguerite Latouches anvertraute, faßte mein unglückliches Weib den entsetzlichen und verbrecherischen Plan, ihr eigenes Kind ihm unterzuschieben und unsrem Knaben die Vortheile des Standes und der Erziehung von jenem zuzuwenden. Ich bekenne, daß ich mich bereden ließ, an dieser frevelhaften Handlung Theil zu nehmen, aber ich habe sie seither unaufhörlich bereut, und bin neuerlich mit jedem Tage mehr bestärkt worden in meinem Entschlusse, Euren Sohn seinen Eltern zurückzugeben. In dieser Absicht habe ich das Aeußerste gethan, was in meinem Vermögen stand, ja mehr, um ihm eine solche Erziehung zu geben, welche seiner Familie keine Schande machte, und obwohl ich gestehe, daß ich Strafe verdiene und mich ganz unter Euren Willen beuge, hoffe ich doch, daß diese meine Handlungsweise mir Eure Verzeihung erwerben werde. So lange mein Weib lebte, ließ ich mich aus Zärtlichkeit für sie zurückhalten, die glänzenden Aussichten, die sie durch ein Unrecht für unser Kind gewonnen hatte, zu zerstören; aber ihr heute

Nacht erfolgter Tod befreit mich von dieser Rücksicht, und eine Unterredung mit meinem Bruder, Eurem Verwalter, hat mich in meinen guten Vorsätzen bestärkt. Ich sende Euch daher Euren Sohn, den Ueberbringer dieses Briefs, und bitte Euch nur noch dringend, mir Vergebung angedeihen zu lassen und bescheidene Mittel zum Unterhalt dem unglücklichen Jüngling zu gewähren, der so lange eine Stelle in Eurer Familie eingenommen hat. Ich habe meinem Weibe auf dem Sterbebette das Bekenntniß abgedrungen, das Ihr unten geschrieben findet."

Euer unterthäniger, reuevoller Diener

Gerard Latouches."

„Ich gestehe und bekenne, daß das Kind, welches ich der Madame de Langy brachte, mein Kind war und nicht das ihrige, und daß dasjenige, welches ich als meinen Sohn aufzog, das Kind des Marquis und der Marquise de Langy ist.

Marguerite Latouches."

Sobald die Marquise das Papier gelesen, ließ sie es aus den Händen fallen und starrte einen Augenblick den jungen Mann an, welcher da stand, seinen schönen Kopf gesenkt, die Hände in einander gefaltet, und einen Ausdruck schüchterner Hoffnung im Gesicht. Mit der nicht zweifelnden Zuversicht und dem Vertrauen des Weibes streckte sie die Arme gegen ihn aus und rief: „Oh, mein armer Junge! und so hast Du diese ganze Zeit in Armuth und Elend geschmachtet?"

Der Jüngling sprang vor und warf sich ihr zu Füßen,

und ihre Arme um den Knieenden schlingend, weinte sie an seinem Halse vor Rührung und Freude.

Der Marquis jedoch war nicht so ganz überzeugt und gab keiner solchen Rührung Raum. Er erinnerte sich des edeln Wesens dessen, den er so lange als seinen Sohn betrachtet hatte, seines hohen und großherzigen Geistes, seiner innigen Anhänglichkeit, seines schönen Verstandes, er verglich seine Gestalt und sein Angesicht mit denen des vor ihnen stehenden Jünglings, und wie einnehmend und vortheilhaft auch Beides bei dem Letzteren seyn mochte, er erkannte doch, daß er dem Andern nachstand, — ohne Zweifel eine Folge seiner Erziehung — und wie er sein eignes Herz befragte, konnte er nicht umhin, sich selbst zu gestehen, daß er Denjenigen, den er so lange Francis de Langy genannt hatte, zu seinem Sohne zu haben wünschte.

„Setzt Euch," sagte er, dem jungen Manne die Hand reichend, „setzt Euch. Laßt mich diese Sache überlegen. Sie überrascht und übermannt mich;" und das Papier vom Boden aufhebend, worauf es gefallen war, las er dessen Inhalt nach einmal.

Wie er dieß that, nahm sein Gesicht einen finstern Ausdruck an, und gegen den jungen Mann sich wendend, sagte er mit gerunzelter Stirne: „Wer hat diesen Brief geschrieben? Das ist nicht der Styl von Gerard Latouches, dem Pächter."

„Nein, gnädiger Herr," antwortete der junge Mann rasch; „er hat ihn zwar mit eigener Hand geschrieben, aber sein Blutsfreund, Martin Latouches, Euer Verwalter, diktirte ihm, was er schreiben sollte. Er ist ein trefflicher

Mann, dieser Martin Latouches, und er hat meinem Pflegevater ernstlich zugeredet, die Wahrheit zu sagen..“

„Wo ist jetzt Gerard Latouches?“ fragte der Marquis. „Ist er draußen?“

„Nein, gnädiger Herr,“ antwortete der Jüngling; „er fürchtete sich, vor Euch zu erscheinen, und blieb im Hause Eures Verwalters zu Langy.“

„Gut, gut,“ sagte der Marquis nachdenklich; „seyd nicht unruhig, mein armer Junge. Es soll Alles genau untersucht werden. Auf den ersten Blick erscheint es wahr, und wenn es so ist, so soll Alles, was eines Vaters Zärtlichkeit vermag, geschehen, um Euch für das Vergangene Ersatz und Vergütung zu leisten. Mittlerweile —“

Wie er sprach, trat ein Diener ein und meldete ihm, daß Monsieur de St. Medard im Salon sey, und der Marquis, in der ersten Aufwallung, befahl, ihn herein zu führen, und sagte: „Dieß wird ihn vielleicht so sehr erschüttern, als uns, oder gar noch mehr.“ Aber im nächsten Augenblick stand er auf und fuhr fort: „Nein; halt! Ich will draußen mit ihm sprechen;“ und den Brief in die Hand nehmend, verließ er das Zimmer.

„Nun, Viktor, was gibt es denn?“ rief der Vicomte; „Ihr seht verstört und ängstlich aus.“

„Und nicht ohne Grund, mein lieber Oheim,“ antwortete der Marquis; „seht dieß Papier an und sagt, wie ich am besten entdecken kann, ob es wahr oder falsch ist. Erinnert Euch auch,“ fuhr er fort, „an die außerordentliche

Geschichte mit der Zigeunerin und was sie zu unsrem armen Jungen sagte."

Monsieur de St. Medard nahm das Papier, ohne zu antworten, las es von Anfang bis zu Ende schweigend durch, gab es dem Marquis zurück, warf sich in einen Stuhl, und saß, die Augen sich mit den Händen bedeckend, einige Minuten in tiefen Gedanken da.

„Ich fürchte," sagte er endlich, „ich fürchte, Viktor, daß es wahr ist. Ich erinnere mich, daß ich, als ich vor etwa vierzehn oder fünfzehn Jahren aus Indien zurückkehrte, nach dem Hause dieser Frau ritt, um Euern Sohn zu sehen. Als ich fragte, welcher von den beiden Knaben es sey, bemerkte ich eine gewisse Befangenheit und Verwirrung an ihr, welche mich befremdete, ja, einen unbestimmten Argwohn in mir rege machte, welcher nach einiger Zeit sich wieder verlor; aber ich entsinne mich jetzt dessen wohl noch. Das ist ein schwerer Schlag für Euch und eine traurige Verlegenheit für uns Alle. Wäre er nur gestern eingetreten, viel Verdruß und getäuschte Erwartung und Qual wäre uns erspart worden; denn ich fürchte, die Verwandten von Julie d'Artonne werden nimmermehr in ihre Vermählung mit einem Roturier willigen, und der arme Junge wird zum Gipfel des Glückes erhoben worden seyn, um in den Abgrund des Elends hinuntergeschleudert zu werden. Es ist in Wahrheit ein großes Unglück! Aber ich fürchte, die Angabe wird sich als nur zu wahr erweisen!"

„Dann bleibt mir nichts übrig, als den Jüngling anzuerkennen?" sagte der Marquis.

„Nein, nein, nein!“ rief Monsieur de St. Medard; „noch gar viel Mehr ist in dieser Sache zu thun. Unsre Ueberzeugung bei dieser Angelegenheit ist in den Augen des Gesetzes Nichts. Dieser liebe Junge ist fünfzehn Jahre lang als Euer Sohn anerkannt worden, und es wird sehr starker Zeugnisse und Beweise bedürfen, um ihn aus dem Besitz dieser Stellung zu verdrängen. Würdig ist er derselben in jeder Beziehung — hochsinnig ist er, edel, großmüthig; und es ist kaum möglich, daß das Blut eines gemeinen Schuftes, wie dieser Gerard Latouches immerdar war, in seinen Adern fließe. Ich habe immer geglaubt, daß die Erziehung Viel ausrichte; jetzt werde ich bald glauben, daß sie Alles macht.“

„Aber was beabsichtigt Ihr zu thun?“ fragte der Marquis, „und was verlangt Ihr, daß ich thue? Gebt mir Euern Rath, ich bitte Euch; mein theurer Oheim; denn ich bin verwirrt und betäubt.“

„Was ich zu thun beabsichtige, ist ganz klar,“ versetzte Monsieur de St. Medard. „Mir ist Francis ein Sohn, er ist es mir immer gewesen und wird es mir immer bleiben. Ich werde wohl bedauern, daß er nicht auch Euer Sohn ist, aber ich liebe ihn jetzt um der seiner Natur anhaftenden guten Eigenschaften willen, was auch die Beweggründe seyn mochten, aus welchen ich ihn zuerst adoptirte. Gewiß liegt in des Menschen Natur eine Schwäche und Vorliebe für die Verwandten seines Blutes; aber diese Schwäche soll bei mir nie dem Recht und der Gerechtigkeit, der Liebe und Achtung, der Ehre und der Schicklichkeit in den Weg treten.

Ich machte, als ich ihn annahm, keine Bedingungen mit ihm, daß er aus dem Hause Langy seyn müsse. Ich habe ihm tausendmal versprochen, ihm Vater zu seyn, und das würde ich auch halten, selbst wenn er der Sohn meines ärgsten Feindes wäre. So viel in Betreff meiner Handlungsweise, Viktor; jetzt laßt uns auch von den Eurigen sprechen. Wenn Ihr auch, wie ich selbst, glauben mögt, daß diese Angabe wahr und daß der in Rede stehende Jüngling wirklich Euer Sohn sey, müßt Ihr dennoch, ehe Ihr den Einen verläugnet und den Andern anerkennt, erst die Richter des Landes die Sache untersuchen und entscheiden lassen, und dürft Nichts thun, um ihre Ansicht auf die eine oder andere Seite hin zu bestimmen. Inzwischen schickt den Jüngling nicht wieder zurück; laßt bequem und reichlich für ihn sorgen und ihn in seiner Bildung fortfahren. Der Mensch schreibt, er habe Unterricht genossen, wie weit ist dieser gegangen? Habt Ihr ihn gesehen? Wie sieht er aus?"

„Dem Anschein nach so, wie man es nur wünschen und verlangen kann," versetzte der Marquis; „angenehm von Person und in seinem Wesen, und obwohl in eine so seltsame und peinliche Lage versetzt, hat er sich doch mit Schicklichkeit und Bescheidenheit benommen."

„Armer Francis!" sagte der Vicomte, und sein Geist kehrte zu Demjenigen zurück, der so lange der Gegenstand aller seiner Gedanken und seiner Zärtlichkeit gewesen war; „das ist in Wahrheit ein trauriger Fall. Ich wollte zu Gott, ich könnte selbst nach Auvergne reisen, um ihm zuerst diese Nachrichten beizubringen und ihn mit Trost und Rath

zu unterstützen; aber ich habe dem König versprochen, hier zu bleiben, und ich muß mein Wort halten. Indessen, mein lieber Viktor, dürfen wir nicht zögern, den armen Jungen zurückzurufen und den Grafen d'Artonne von dem Umstand in Kenntniß zu setzen, daß ein Anderer mit Ansprüchen auf das Erbe von Langy aufgetreten ist. Wir müssen so offen seyn wie das Tageslicht, und uns nicht nachsagen lassen, daß wir unter so bedenklichen und kitzlichen Verhältnissen den Grafen auch nur einen Tag in Unwissenheit gelassen. Ich will an Francis schreiben, Ihr macht dem Grafen die Mittheilung, und heute Nacht noch wollen wir einen Boten nach Riom schicken."

Ueber diese Handlungsweise kamen sie überein; zuerst aber folgte der Vicomte seinem Neffen in das kleine, oben erwähnte Geschäftszimmer, um den Jüngling persönlich kennen zu lernen, dessen Ankunft eine so große Veränderung in den Planen und Absichten des Marquis de Langy herbeigeführt hatte. Monsieur de St. Medard trat in das Zimmer mit einer ernsten und nachdenklichen Miene, und wie er den jungen Mann schweigend vom Kopf bis zu Fuß betrachtete, runzelte sich seine Stirne und sein Mund zog sich zusammen.

Es lag Etwas in des jungen Menschen Erscheinung, was ihm nicht gefiel. Vielleicht war es, daß er nicht in der Stimmung war, Wohlgefallen an ihm zu finden; daß seine Liebe zu einem Andern einen Nebel um sein Auge breitete; der ihn nicht alle die Anmuth und die Vorzüge wahrnehmen ließ, welche dem Marquis und der Marquise so lebhaft aufgefallen waren, denn obwohl von einem starken und in

der Regel vorurtheilsfreien Geiste, hatte doch Monsieur de St. Medard auch seine Schwächen wie andere Menschen. Aber obgleich ihm das Gesicht des jungen Mannes mißfällig war, vergegenwärtigte ihm doch sein Gedächtniß die Scene in Ferme Godard lebhaft genug, um ihm die Ueberzeugung zu geben, daß die Züge und die Gesichtsfarbe, wenn sie schon durch die Zeit etwas verändert, diejenigen des Knaben waren, den er bei Marguerite Latouches gesehen und den er zuerst für seines Neffen Sohn gehalten hatte.

Er richtete einige Fragen an ihn und erhielt bestimmte und klare Antworten. Er fand Nichts, was er hätte tadeln und anstößig finden können, Nichts, was einen Zweifel und Verdacht erregen konnte; und wie er das Zimmer verließ, um an Francis de Langy zu schreiben, murmelte er vor sich hin: „Es ist sehr Schade, es ist Jammer und Schade, daß er von diesem erbärmlichen Ehepaar erzogen worden ist. Wir werden seine Seele voll Gemeinheit und vielleicht voll kleiner Laster finden. Man kann das sehen aus seinen gefälligen Verbeugungen und Verneigungen, so artig sie sich ausnehmen; und in seinem Aeußern liegt ein Mangel an moralischer Würde, welchem schwer abzuhelfen seyn wird."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Francis de Langy war nicht so frühe wie gewöhnlich aufgestanden, denn den größeren Theil der Nacht über hatte

ihn die Liebe wach erhalten. Es war ihm mehrere Stunden, nachdem er sich zur Ruhe begeben hatte, unmöglich, den Schlummer zu finden, denn alle Gefühle seines Innern waren hell wach, wie bei einem fröhlichen Fest, wo die ganze Nacht in lärmender Lustbarkeit verstreicht und unter Tanz und Scherz, und kein Augenlied die schwere Wucht des Schlummers fühlt, obgleich ein halb so langes Wachen unter andern Umständen sie niedergedrückt haben würde. Aber die frühere Jugend hat ihre Freude an solcher süßen Schlaflosigkeit, und Francis, weit entfernt, sich Mühe zu geben, einzuschlafen, stand gegen zwei Uhr Morgens wieder von seinem Bette auf, öffnete sein Fenster und schaute hinaus nach dem sternhellen Himmel, während zwischen diesem und ihm die prächtigen Gebilde der Phantasie, groß, schön und glänzend vorüberschwebten, auf das Gebot der Zauberin Hoffnung. Endlich, als schon das Tageslicht anbrechen wollte, fühlte er seine Augen etwas schwer werden, und er warf sich wieder hin und gedachte ein paar Stunden zu schlafen, um dann

„Froh zu erwachen, wie Nachtigallen im Mai.“

Er war eben angekleidet, und Jean Marais war beschäftigt, nach seiner Meinung der Toilette seines Gebieters die letzte Weihe der Vollendung zu ertheilen, als einer der Diener des Grafen d'Artonne einen Brief herauf brachte, der, wie er sagte, durch einen besondern Eilboten von Paris gekommen sey. Der Umstand, daß ihm ein Eilbote so auf dem Fuß gefolgt war, beunruhigte und erschreckte Francis de Langy einigermaßen; aber seine Besorgniß nahm eine

von dem wirklichen Grunde ganz abweichende Richtung. Er glaubte, sein Vater oder seine Mutter möchten krank geworden seyn; und den Brief dem Diener aus der Hand nehmend, warf er zuerst einen Blick auf die Adresse, um zu sehen, von Wessen Hand diese sey. Er erkannte sogleich die Züge des Vicomte, und las auf einer Ecke die Worte: „Ohne Zeugen zu lesen."

„Verlaßt mich, Jean," sagte er, „verlaßt mich;" und er setzte sich nieder und öffnete das Papier.

Sein Auge überlief hastig den Inhalt; seine Wange wurde blaß, seine Lippen zuckten, er zitterte heftig. Es war umsonst, daß Monsieur de St. Medard sich bemüht hatte, ihm die Wahrheit in einer so milden und freundlichen Art als nur immer möglich, beizubringen. Es war umsonst, daß er sein Adoptivkind versicherte, er würde ihm immer wie ein Sohn bleiben, möge das Ergebniß der schwebenden Untersuchung seyn welches es wolle; sein Vermögen, sein Name, sein Rang seyen ihm in so förmlicher und gesetzlicher Weise gesichert, daß er derselben nimmermehr beraubt werden könne. Es war umsonst, daß er ihn zu trösten und aufzurichten suchte mit Hoffnungen in Bezug auf denjenigen Gegenstand, der ihm unter allen am meisten am Herzen lag. Es blieb immer ein harter, entsetzlicher Schlag, der ihn ganz betäubte, übermannte, zermalmte. Es schien ihm unmöglich, seine Gedanken zu sammeln, so gewaltig, so plötzlich, so niederschmetternd war die Wirkung der so eben erhaltenen Nachricht; aber als endlich ein vollkommenes Bewußtseyn seiner Lage durch den Nebel ihm aufging, und ihm

den wirklichen Stand seiner Aussichten und sein muthmaßliches Schicksal zeigte: wie fürchterlich war da die Empfindung, mit welcher das Auge seines Geistes auf die Leere vor sich hinstarrte!

Es gibt eine Geschichte von einem Reisenden, welcher zur Zeit eines Erdbebens einer Stadt sich näherte und gegen Abend auf dem Gipfel der Berge ankam, von wo aus gewöhnlich die Thürme und Giebel der Stadt sichtbar waren. Ein leichter Nebel lag auf der Ebene, aber er ritt wohlgemuth dem Ort der Rast entgegen, bis plötzlich der Nebel verschwand, und er sich am Rand eines großen Sees sah, Niemand in seiner Nähe, als ein blödsinniger Knabe, der ihm keinen Aufschluß geben konnte, wie oder wann die Stadt verschwunden.

Ungefähr wie die Empfindungen dieses Reisenden mochten die des Francis de Langy seyn. In dem Augenblick gerade, wo sein Herz sich dem Ort der Rast näherte, wo ihm, voll Freude, Hoffnung und Zufriedenheit, zu Muthe war, als ob nunmehr jeder Wunsch seines Herzens der Erfüllung entgegen eile, zerstreute sich in einem Nu der Nebel, welcher seinen Blicken die Zukunft verhüllte, und Nichts lag vor ihm als eine gähnende Kluft, in welcher alle seine glänzendsten Hoffnungen versunken waren. Ach! ach! was sind die Hoffnungen des Menschen! Er baut auf, und Städte entstehen und stürzen dahin; er streut den Samen, der Baum wächst heran, blüht, welkt, wird zu Moder und Staub. Er bildet, er gestaltet mit dem Meißel, er malt mit dem Pinsel, und die Zeit kommt mit ihrem schweren Tritt und malmt

Alles zu Asche. Er athmet seine Seele aus, er strömt seine Ideen und seine Phantasieen aufs Papier, aufs Pergament oder auf den Stein, und kehrt zum Staub zurück und alle seine Gedanken kommen um. Aber von allen gebrechlichen und vergänglichen Dingen, die er erschafft oder besitzt, sind das Gebrechlichste und Vergänglichste seine Hoffnungen. Ach, die Hoffnungen des Menschen — wahrlich sie sind ganz und gar eitel! Und immer ist das, was wir am zärtlichsten hegen, was wir am innigsten lieben, was uns vor Allem theuer ist — immer, sage ich, ist es dieß, was uns am ehesten entrissen wird. Eine Stimme, die feierliche, schauerliche Stimme des Schicksals, ruft uns immer zu: „Setze Dein Herz nicht auf die Welt oder auf die Dinge der Welt, denn siehe! sie vergehen, während Dein Auge darauf haftet!“

So war es bei Francis; sein Rang und Stand und edles Blut waren nur wie glitzernde Zierrathen, deren er sich ohne großes Bedauern hätte entäußern können. Auch der Reichthum, was fragte er nach Reichthum in jenen jungen Jahren, wo das Herz frei ist und alle Kräfte stark sind? wo Behaglichkeit und Ueppigkeit — diese Süßigkeiten der zweiten Kindheit — wenig geschätzt werden von tüchtiger Mannhaftigkeit? Genügender Lebensunterhalt war Alles, wornach er fragte, und den glaubte er sich mit eigenen Armen gewinnen zu können. — Aber Julie d'Artonne! — konnte er sie verlieren, die er liebte? Konnte er sie sich entrissen sehen, ohne das Schreckliche zu erfahren, was Verzweiflung heißt? Hier hatten sich alle fröhlichen Hoffnungen und glänzenden Wünsche seines jungen glühen-

den Geistes zusammengedrängt — hier alle die zärtlichen, lebhaften, starken Gefühle eines unbefleckten und frischen Herzens! Und konnte er sie sich genommen sehen in dem Augenblick, wo sie ihm zugesagt war? Konnte er eine, wie ihm schien unwiderrufliche Scheidewand für immer zwischen ihnen aufgeführt sehen, ohne das Gefühl, daß das Leben für ihn keinen Gegenstand des Strebens mehr habe, daß die Hoffnung selbst todt, daß die Welt eine öde Wüste für ihn sey? O! bitter, höchst bitter fühlte er es! und beinahe eine Stunde überließ er sich Empfindungen, zu peinlich, um sie zu schildern. Nach Verfluß dieser Zeit jedoch begannen die festen Grundsätze und die unerschütterlichen Begriffe von Recht und Unrecht, in welchen er erzogen worden war, wieder ihre Herrschaft über ihn geltend zu machen, und er fragte sich selbst, wie er unter den Verhältnissen seiner jetzigen Lage handeln sollte.

„Ich muß dieß sogleich," sagte er, „ich muß dieß sogleich dem Grafen d'Artonne mittheilen. Er muß entscheiden und handeln. Oh! wie wird er handeln? wie wird er entscheiden? ach, ach! es ist nur zu klar!" und Francis de Langy bedeckte sich die Augen, gleich als wollte er die Zukunft von seinen Blicken ausschließen. Einen Augenblick darnach jedoch stand er plötzlich auf, verließ das Zimmer, und begab sich nach dem des Abbé Arnoux, wo er einige Zeit im Gespräch mit seinem freundlichen und trefflichen Lehrer blieb.

Mittlerweile waren in einem andern Theile des Schlosses Artonne kaum minder peinliche Vorfälle eingetreten. Der Graf war einige Stunden aufgestanden, als der Cour-

rier von Paris eintraf, und auch er fühlte einige Ueberraschung, als er sobald nach der Ankunft von Francis einen zweiten Brief von der Hand des Marquis de Langy erhielt.

„Es muß ein Unfall sich zugetragen haben," dachte er, „vielleicht ein neuer Verlust in der Familie. Armer Francis! Es thut mir leid für ihn. Ich möchte wohl wissen, ob diese sonderbare Erfindung der Briefe mehr Freude oder Leid, mehr Trost oder Qual in dieser Welt verursacht hat? Ich fürchte Letzteres!"

Während diese Gedanken ihm durch die Seele gingen, erbrach er das Siegel, und dann zu dem Inhalt des Briefes sich wendend, las er die dem Leser schon bekannte Nachricht. Monsieur d'Artonne ward dadurch in aufrichtige Betrübniß versetzt; Wohlwollen, Gutherzigkeit, Zärtlichkeit für seine Tochter, hohe Achtung für Francis de Langy machten in seinem Gemüth eine lebhafte Anstrengung, die Vorurtheile der Erziehung und die gewöhnliche, herkömmliche Denkweise seines Standes und Landes zu überwinden, aber umsonst. Sollten die Menschen sagen können, er, der Graf d'Artonne, dessen Blut rein und unbefleckt sich aus der Zeit der Gründung der Monarchie herschrieb, dessen Familie mit einigen der ersten im Lande verschwägert war, und immer unter dem höchsten Adel Frankreichs gestanden hatte — daß er seine Tochter einem Roturier — dem Sohn eines Bauern gegeben habe! Es war ganz unmöglich — es konnte nicht seyn! Er mochte es tief bedauern, er mochte das aufrichtigste Mitleid mit dem jungen Mann fühlen, und Alles, was in seiner Macht stand, thun, um ihm zu dienen; aber er konnte nim-

mermehr auf eine solche Vermählung sich einlassen, er konnte sich nicht als gebunden ansehen durch eine unter einer solchen irrigen Voraussetzung gegebene Zusage. Francis selbst, dachte er, könne das nicht erwarten; auch Julie würde sicherlich zurückbeben vor einer solchen Verbindung. Der Graf d'Artonne hatte entweder die Gefühle seiner Jugend vergessen, oder er wußte nicht, wie fest die erste Neigung ihres Herzens sich Juliens d'Artonne bemächtigt hatte.

Der Graf eilte nach dem Zimmer seiner Gattin und theilte ihr die erhaltene Zeitung mit. Madame d'Artonne ward tiefer erschüttert, als er gewesen war; sie anerkannte, daß nicht daran zu denken sey, daß es Unmöglichkeit sey, ihre Tochter mit dem Sohn eines Bauern aus der Picardie zu vermählen; aber doch weinte sie bei dem Gedanken an den Jammer und die Qual, welche dieß Allen verursachen mußte, und beurtheilte richtiger als ihr Gatte, was die Gefühle ihres Kindes seyn würden. Nach einer kurzen Besprechung mit seiner Gattin begab sich der Graf d'Artonne in seiner Tochter Zimmer. Sie war nicht darin; so ging er hinunter in den Salon und trat etwas hastig ein. Julie stand allein in der Nähe des Fensters, und im Augenblick, wo sie die Thüre aufgehen hörte, fuhr sie auf und schaute sich um, während das warme Blut der beglückenden Erwartung ihr röthend in die schöne Wange stieg. Wer war es, den sie zu erblicken hoffte? gewiß nicht ihr Vater, sonst hätte wohl ihr Herz ruhiger geschlagen. Sie trat ihm jedoch entgegen und bot ihm den Morgengruß und ihr ganzes Antlitz strahlte vom Sonnenschein in ihrem Herzen. Oh, wie bald war

dieser Sonnenschein umwölkt, als sie die Zeitung von dem Wechsel im Schicksal ihres Geliebten vernahm! die hellen Thränen traten ihr in das schöne Auge; aber sie wischte sie augenblicklich weg und rief mit einem schwachen Lächeln: „Der arme Francis! wie leid es mir für ihn thut! aber wir müssen Alles thun, was wir können, um ihn zu trösten und zu beruhigen. Oh! welch eine Lust wird es seyn, wenn wir ihm Alles, was er verloren hat, zu vergüten suchen!“

Monsieur d'Artonne stand etwas gedemüthigt vor seinem Kinde; er konnte nicht umhin, zu gestehen, daß ihre Gedanken edel und hochherzig, daß die seinigen niedrig und weltlich waren, und doch vermochte er über die angewohnte Denkweise, in welcher sie ihren Grund hatten, nicht Meister zu werden. Ein paar Augenblicke schwieg er, denn er wußte selbst nicht recht, was er antworten sollte. Manche schwache und schlechte Eltern würden unter solchen Umständen zu Zorn und Härte ihre Zuflucht genommen haben — das gewöhnliche Auskunftsmittel schwacher Seelen, wenn sie durch ihre eigenen Thorheiten oder Vorurtheile in Verlegenheit kommen; aber Monsieur d'Artonne war, trotz einiger schwachen Seiten, ein zu verständiger und rechtschaffener Mann, als daß er sich hätte so auf Kosten seines Kindes decken sollen. Er glaubte irriger Weise, indem er den Gewohnheiten und Vorurtheilen seiner Kaste und seines Landes nachgab, nur ihr Interesse zu Rathe zu ziehen, während er seinen eignen Stolz zu Rathe zog, und da es sein Wunsch war, sie glücklich zu machen, wollte er unter keiner Bedingung auch nur durch ein herbes Wort den zeitweiligen Kummer vermehren, we

chen über sie zu bringen er um ihres eignen Besten für die Zukunft willen für nothwendig erachtete.

Nachdem er denn eine Weile geschwiegen, ergriff er ihre Hand, führte sie zu einem Sitz und sagte: „Du mußt mich anhören, meine liebe Julie, denn ich fürchte, diese Angelegenheit ist sogar noch schmerzlicher und peinlicher als Du Dir denkst; und halte Deinen Vater nicht für hart oder unfreundlich, wenn er Dir die nähern Umstände des Falles sofort klar vorlegt. Unser junger Freund, für welchen ich immerdar die höchste Achtung bewahren werde, was auch der Ausgang der Sache seyn mag, wird wahrscheinlicherweise nicht nur des ganzen Erbes beraubt werden, welches er seit dem Tode Viktors de Langy zu erwarten allen Grund hatte, — nicht nur des Rangs und Standes als Marquis de Langy, — sondern aller Ansprüche auf edles Blut —“

„Ha! das ist wirklich sehr schrecklich!“ rief Julie; „laßt mich gehen und ihn zu trösten suchen, mein lieber Vater!“

„Nein, nein, Julie,“ sagte der Graf, noch verlegener dadurch, daß sie gar keine Ahnung davon hatte, welche Hindernisse durch die vorliegenden Umstände ihrer Verbindung mit Francis de Langy in den Weg gelegt waren, als wenn sie sie alle eingesehen, und ihren Entschluß ausgesprochen hätte, sich über dieselben wegzusetzen, — „nein, nein, Du mußt mich aushören,“ sagte er; „Du scheinst nicht zu begreifen,“ und wie er so sprach, ließ er die Stimme sinken, „daß der Rang und die Stellung unserer Familie und die Gewohnheiten des Landes mich abhalten, meine Tochter einem Andern zu geben, als einem Manne von edlem Blut.“

Julie fuhr zurück und starrte dem Grafen ins Gesicht, ihre glänzenden Augen voll Ueberraschung und Schrecken. „Oh, mein Vater!“ rief sie: „oh, mein Vater, ist das das Gesetz?“

„Nicht eigentlich das Gesetz, Julie,“ versetzte ihr Vater; „aber Brauch und Gewohnheit, beinahe so stark als das Gesetz, stellen es ganz außer Frage, daß ich je die Hand meines Kindes dem Sohn eines Bauers geben sollte.“

„Und wollt Ihr, mein Vater,“ rief Julie mit einem Ausdruck von Staunen und Bestürzung, welcher eher zugenommen, als abgenommen hatte, „wollt Ihr ihm den einzigen Trost rauben, der ihm geblieben, da Ihr mir doch sagt, daß unglücklicher Zufall und nicht seine eigne Schuld ihn schon alles dessen beraubt habe, was er zu hoffen alles Recht hatte? Oh, mein theurer Vater, Ihr werdet, Ihr werdet gewiß nicht so grausam seyn — Ihr, der Ihr mich immer gelehrt, daß Ehre der höchste Adel, daß Tugend und Rechtschaffenheit die kostbarsten Schätze seyen! Oh, nein, nein, nein! Ich kann es nicht glauben!“ Und die arme Julie brach in einen bittern Thränenstrom aus.

Der Graf war bewegt, und stumm aufstehend, schritt er nachdenklich zum Fenster. Sein Herz war geneigt und verlangend, nachzugeben; aber er dachte an die bäurischen Verwandten und Freunde seines künftigen Schwiegersohns; er hörte schon in Gedanken den niedrig geborenen Pächter Julien seine Tochter nennen; und sich in seinem Entschlusse befestigend, trat er wieder an ihre Seite und sagte: „Julie, dieß ist eine Sache, welche alle Erörterung ausschließt;

die Zeit wird kommen, wo Du einsiehst, daß ich Recht habe."

Julie antwortete nicht, sondern hielt ihre strömenden Augen auf den Boden geheftet.

„Es betrübt mich tief, Dir wehe thun zu müssen," fuhr er fort; „aber es ist unumgänglich nothwendig, daß Du begreifst, daß, wenn die Ansprüche des jungen Mannes, der jetzt aufgetreten ist, sich gegründet erweisen, ich nimmermehr Deine Hand Demjenigen bewilligen kann, dem sie in einer irrigen Voraussetzung zugesagt war. Du darfst daran nicht denken."

Julie richtete ihr Haupt auf und wischte sich die Thränen aus den Augen. „Ich habe Euch immer gehorcht, mein theurer Vater," antwortete sie; „ich habe mich immer bestrebt, Alles, was Ihr thatet, als gut und recht anzusehen. Ihr verwehrt mir, ihn zu heirathen; und selbst wenn das Gesetz es mir gestattete, was, wie ich glaube, nicht der Fall ist, würde mir Euer Befehl Gesetz seyn; aber dagegen habe auch ich eine Bitte an Euch. Sobald diese Frage entschieden, und es ausgemacht ist, daß er seinen Rang und sein Erbe, und durch Euern Willen auch seine ihm zugesagte Braut verliert — kurz, wenn für uns Beide jede Hoffnung dahin ist — müßt Ihr mich in ein Kloster gehen lassen; denn ich habe Nichts mehr mit der Welt zu schaffen."

„Nein, nein, meine liebe Julie," erwiederte ihr Vater zärtlich. „Du wirst über die Sache reiflicher nachdenken; Du bist zu jung, als daß Du so tiefe Gemüthsbewegungen empfunden haben solltest, daß ein solcher Schritt vernünf-

tig wäre. Du magst Dich wohl für den Augenblick grämen, Julie; aber diese Gefühle werden mit der Zeit verschwinden, und ich erlebe es wohl noch, Dich als die glückliche Gattin eines Mannes von Deinem Stande zu sehen."

„Nie!" sagte Julie in festem, aber ruhigem Tone, „nie, mein theurer Vater! Gestern habe ich mich mit Eurer Genehmigung und Einwilligung dem Manne, den ich immerdar lieben werde, verpfändet durch jedes Gelübde, das er von mir verlangen mochte. Ich weiß, daß Ihr sagen werdet, wir Alle haben in einer falschen Voraussetzung gehandelt; das ist sehr wahr; und darum bin ich auch überzeugt, Francis selbst würde mich all dieser Gelübde entbinden, und dazu stimmen, daß ich Euch in so weit gehorchte, als ich nie an eine von Euch mißbilligte Verbindung dächte. Aber mein eigenes Gewissen wird mir nie gestatten, einen Andern zu heirathen, und ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich es nie thun werde. Wenn ich es thue, möge sich nie hienieden oder drüben einen Augenblick Friede finden!"

„Julie! Julie!" rief der Graf, und suchte ihr Einhalt zu thun; aber die Worte waren gesprochen, und sowohl die Art, wie sie gesprochen hatte, als auch der Charakter seiner Tochter überhaupt, wie er ihn von ihrer Kindheit an kannte, gab dem Grafen d'Artonne die Ueberzeugung, daß diese Worte unwiderruflich seyen.

„Was hast Du gesagt!" rief er; aber ehe sie antworten konnte, ging die Thüre des Salons auf, und ein Lieutenant von der Maréchaussée trat ein, und näherte sich, den Hut in der Hand, dem Grafen.

„Mein Herr Graf d'Artonne," sagte er, „die Pflicht, die ich zu erfüllen habe, fällt mir sehr schwer; aber auf Befehl des Polizei-Intendanten verhafte ich Euch auf die Anklage hin, den verstorbenen Marquis de Bausse ermordet zu haben."

Der Graf wurde todesblaß, und Julie, in deren Qualenkelch nur noch ein Tropfen fehlte, um ihn überfließen zu machen, sank ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es mag sonderbar scheinen, daß ein solches Ereigniß, wie wir zu Ende des vorigen Kapitels berichtet haben, zu einer so frühen Morgenstunde stattfand, wenn man weiß, daß der Graf d'Artonne am vorigen Tage von dem Intendanten unter den Bezeigungen des größten Vertrauens und der Freundlichkeit zwischen Beiden geschieden war. Der Intendant hatte ihn, als er Abschied nahm, bis an den Fuß der Treppe begleitet, hatte ihm die Hand gedrückt, und ihm unter allen Bezeigungen der Hochachtung und Verehrung Lebewohl gesagt. Man kann fragen, ob in der Zeit zwischen dem Nachmittag und dem folgenden Morgen der mächtige Beamte etwa Nachrichten erhalten habe, welche ihn dahin brachten, auf den Grafen einen Verdacht in Betreff des Verbrechens zu werfen, wegen dessen er jetzt verhaftet wurde? Aber Nichts der Art hatte stattgehabt. Er war zwar sehr frühe am vorhergehenden Morgen, einige Stunden, ehe er den Grafen sah, von Peter Neri, dem Kammerdiener des Grafen d'Artonne, besucht worden —

welcher die erste Gelegenheit ergriffen hatte, mit Jean Marais gleich in der Nacht seiner Ankunft wieder Streit anzufangen, und welchen man hatte schwören hören, er wolle sich Rache verschaffen. Aber, wie gesagt, was auch der Gegenstand, der dem Intendanten von dem Kammerdiener gemachten Mittheilung gewesen seyn mochte, sie hatte stattgefunden lange vor der Zusammenkunft des Ersteren mit dem Grafen; und, die Wahrheit zu gestehen, Peter Neri war nicht sehr zufrieden mit dem ihm gewordenen Empfang zurückgekommen, da man ihn mit einiger Verachtung behandelte, und ihm zu verstehen gegeben hatte, man betrachte ihn als einen Spitzbuben.

All die großen Maschinen der Welt jedoch bewegen sich auf kleinen Rädern. Am Abend des Tages, während dessen Francis de Langy und Julie d'Artonne den von uns ein paar Blätter weiter oben beschriebenen, langen und glücklichen Spaziergang gemacht hatten, wanderte eine nicht geringere Person, als unser Jean Marais, welcher in die gute Stadt Riom geschlendert war, allein durch einige der alten und nicht sehr lebhaften Straßen, als er plötzlich dem Intendanten der Justiz, der Polizei und der Finanzen begegnete, wie er des Weges kam mit einem einzigen Diener, der ihm Mantel und Degen trug. Jean erkannte augenblicklich wieder den hohen Beamten, und eingedenk, daß er auf seinen Befehl aus dem Gefängniß entlassen worden, zog er höchst ehrerbietig den Hut ab und machte ihm eine tiefe Verbeugung. Der Intendant erwiederte dieß mit einem leichten Kopfnicken und wollte vorüber gehen; aber plötzlich schien

er sich seiner zu erinnern, blieb stehen, und winkte ihm, näher zu kommen.

„Ha," sagte er, „seyd Ihr nicht der Mann, der zuerst von der Marquise der Ermordung ihres Sohnes angeschuldigt wurde?"

„Ja, Monseigneur," versetzte Jean Marais mit einer tiefen Verbeugung, „ich hatte dieß Unglück."

„Hat sie Euch wieder in ihren Haushalt aufgenommen?" fragte der Intendant.

„O du lieber Himmel, nein," antwortete Jean Marais. „Ich glaube, Monseigneur, sie zeiht mich des Mordes noch bis auf den heutigen Tag, und behauptet, Ihr habet sehr Unrecht gehabt, mich aus dem Gefängniß zu entlassen, wofür ich Euch den unterthänigsten Dank schuldig bin."

„Sie wird wohl noch finden, daß ich Recht hatte, nicht Unrecht," versetzte der Intendant. „Habt Ihr selbst Grund, Jemand der Begehung des Verbrechens verdächtig zu halten?" fragte der Intendant. „Ihr könnt mit mir ganz im Vertrauen sprechen."

„Oh lieber Himmel, nein, gnädiger Herr," rief Jean Marais, der von Angebern überhaupt keine sehr günstige Meinung hegte; „ich hege nie Verdacht gegen Jemand."

„Wirklich!" sagte der Intendant; „Ihr seyd sehr unschuldig!"

Dieß sollte ein Hohn seyn; aber Jean Marais empfand es als eine Beleidigung. denn er hatte keine Freude daran, für unschuldig zu gelten. Er verbeugte sich jedoch bloß, denn der Intendant war nicht der Mann, mit dem man

spitzige Worte wechseln konnte; und der Letztere fuhr fort sich zu erkundigen, ob, so viel er wisse, der verstorbene Marquis in Haß oder Feindschaft mit Jemand gelebt habe.

„Ha, gnädiger Herr, er war sehr glücklich in dieser Beziehung," antwortete Jean Marais mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Wie meint Ihr das?" sagte der Intendant; „Ich hatte gehört, er habe mit vielen Leuten in der Nachbarschaft auf einem gar nicht guten Fuß gelebt."

„Das ist es eben, was ich andeuten wollte," antwortete der Kammerdiener Francis de Langy's.

„Warum sagt Ihr aber dann, er sey in dieser Beziehung glücklich gewesen?" fragte der hohe Beamte.

„Weil er sich bestrebte, sich Jedermann verhaßt zu machen," versetzte Jean Marais, „und es ihm wunderbar gelang."

„Laßt mir die Räthsel weg, guter Freund," sagte der Intendant trocken; „denn ich bin gewohnt, den Schließer des Stadtgefängnisses mit deren Auflösung zu beauftragen. Habt Ihr je von einem Streit oder einer Mißhelligkeit zwischen dem Marquis und dem Grafen d'Artonne gehört?"

„Nie," antwortete Jean Marais; „außer in Betreff der Mademoiselle Julie, und das waren nur wenige Worte."

„Wirklich!" versetzte der Intendant mit gleichgültiger Miene; „und seyd so gut und sagt mir, was war denn das?"

„Je nun, Monsieur de Bausse, mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit," versetzte Jean Marais, „verlangte von dem Grafen, er möchte ihm die Hand der Mademoiselle

d'Artonne zusagen, und als der Graf es abschlug, ward er sehr zornig; worauf Monsieur d'Artonne bemerkte, er würde die Hand seiner Tochter nie einem sittenlosen Wüstling im Lande geben. Er werde sie, wenn ihre eigne Neigung dafür spreche, keinem ehrenhaften und achtbaren Edelmann verweigern; aber der Mann, der sich um sie bewerbe, müsse zeigen, daß er fähig sey, eine vernünftige Frau glücklich zu machen, ehe er seine Einwilligung erhalte."

So weit es ihm möglich war zu lächeln, lächelte der Intendant bei diesen Worten, was Jean Marais nicht entging, und versetzte: „Eine sehr verständige und vernünftige Antwort des Grafen! Ei, und in Wessen Diensten steht Ihr jetzt, mein guter Freund?"

„In den Diensten des jungen Grafen de Langy," sagte Jean Marais.

„Und ist er jetzt auch hier in der Gegend?" fragte der Intendant mit einer Miene, welche nicht eben die größte Zufriedenheit ausdrückte.

Nun gehörte Jean Marais zu den Menschen — es gibt ihrer nicht Wenige auf der Welt — welche mittelst sehr geringer Anzeichen, eines Wortes, eines Tons, eines Blickes, mit ziemlicher Zuverläßigkeit lesen, was im Herzen selbst von kalten und vorsichtigen Menschen vorgeht; und im jetzigen Falle hatte er auch wirklich einen Theil der geheimen Gedanken und Absichten des Intendanten entdeckt. Es ist auch nöthig, zu bemerken, daß der trockene und herbe Ton dieses Mannes, und der Verweis, den er ihm ertheilt wegen seiner absonderlichen Art sich auszudrücken, ihm die

Neigung des Kammerdieners eben nicht sehr gewonnen hatte; so daß er alle Lust hatte, zu sagen oder zu thun, was den königlichen Beamten schmerzen oder verdrießen konnte, wenn es ohne die mindeste Möglichkeit, sich einer wirklichen Beleidigung schuldig zu machen, geschehen konnte. Sobald er daher merkte, erstlich daß der Intendant Absichten auf die Hand Juliens d'Artonne habe, und zweitens, daß er ein wenig eifersüchtig auf Francis de Langy sey, so beschloß er, sich die Genugthuung zu verschaffen, ihm die Neuigkeit mitzutheilen, welche rasch im Schloß d'Artonne sich verbreitet hatte, daß das junge Fräulein mit seinem Gebieter verlobt sey; und er antwortete demgemäß auf die Frage des Intendanten: „O du lieber Himmel, ja freilich, gnädiger Herr. Er ist gestern angekommen. Er soll Mademoiselle d'Artonne heirathen, wie Ihr wißt.“

So weit war die Neuigkeit wahr; und da Niemand ihn ein Geheimniß daraus zu machen geheißen hatte, war unser Freund Jean vollkommen berechtigt, sie weiter zu erzählen; aber nicht zufrieden mit der einfachen Wahrheit, beschloß Jean Marais, den Schmerz der zugefügten Wunde durch einen weitern Schlag zu verstärken, und fügte hinzu: „Sie werden sich ohne Verzug vermählen, glaube ich.“

Ach! Jean Marais ahnte nicht den Umfang des Unheils, das er anrichtete, wie es in der That gewöhnlich der Fall ist bei denjenigen, welche Andern wehe thun. Diese wenigen Worte, die er hier aussprach, zogen die Verhaftung des Grafen d'Artonne nach sich, und als Folge davon die ganze lange Reihe von Bekümmernissen und Mißgeschick,

welche zu erzählen der Rest dieses Buches bestimmt ist. Er hatte dabei nicht einmal die Genugthuung, selbst zu sehen, wie sehr seine Worte den Intendanten kränkten und verdroßen, denn dieser Beamte war immer auf seiner Hut gegen lebhafte Gemüthsbewegungen; so daß die Worte Jean Marais' nicht die leiseste Veränderung in seinem Gesicht zur Folge hatten, obgleich er seit den letzten drei Wochen in seinem Herzen den Plan gehegt hatte, sich mit Mademoiselle d'Artonne zu verbinden und sich mit sehr zuversichtlichen Hoffnungen geschmeichelt hatte. Er blieb zwar eine halbe Minute stumm; aber dann versetzte er ganz ruhig und kalt, als wäre ihm die Sache die gleichgültigste von der Welt: „Wirklich! Sind sie nicht noch sehr jung?"

„O ja, Monseigneur," antwortete Jean Marais; „aber der Graf und die Gräfin billigen, glaub' ich, frühe Heirathen."

„Sie haben ganz Recht," antwortete der Intendant; „ich werde morgen hinüber gehen und meine Glückwünsche darbringen."

Er meinte damit Mehr als er sagte; und Jean Marais mit einem Kopfnicken entlassend, kehrte er in das Haus zurück, welches er für jetzt bewohnte, und ertheilte Befehle, daß der Graf d'Artonne am folgenden Morgen früh verhaftet werden sollte; auch schickte er sich an, dem Offizier, dem er den unangenehmen Auftrag ertheilte, in Person zu folgen, mit der Absicht, von Allem Vortheil zu ziehen, was etwa zu Gunsten seiner Plane sich ereignen möchte.

G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Achtundsechzigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Der falsche Erbe,

von

G. P. R. James,

Verfasser von Morley Ernstein u. s. w.

Aus dem Englischen.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 67

Stuttgart 1843

P.o.angl. 590 r-65/70
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753222-4